

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XIV. Jahrgang. Ausgegeben am 20. Oktober 1877. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1877 bis dahin 1878. 1878. N. 3.

Unser Graf.

Eine Erzählung von Theodor Hermann Pantenius.

Nachdruck verboten.
Sof. v. 11./VI. 70.

(Fortsetzung.)

Das Haus des Försters stand auf einer Lichtung im Birkenwalde. Es war ein langes schmales Gebäude, über dessen Thüre ein riesiges Glangeweih seine gewaltigen Schanzen ausbreitete. Einige Schritte davon, im Schatten zweier hochstämmiger Birken war eine Quelle zu einem Brunnen eingefasst und neben ihr eine Rasenbank errichtet worden.

Als der Graf und Frau Ina vor dem Hause hielten, sprangen ihnen ein paar kleine Dachshunde laut bellend entgegen, während aus dem Stall im Nebengebäude erschallende tiefere Stimmen verriethen, daß dort größere Hunde ihre Ferien verbrachten. Das Bellen der Hunde rief den Förster herbei, einen hünenhaften alten Mann mit einem Gesicht, das eben so breit als lang war, und einer Stimme, deren Klang einen Bären erschreckt hätte.

„Guten Abend, Herr Graf!“ rief der Alte so laut, als ob die Herrschaften noch einen Büchenschuß weit von ihm entfernt gewesen wären. „Guten Abend, gnädigste Frau Gräfin! Danke für die Ehre. Hei—rich, Hei—rich — verzeihen Sie, aber das Luder ist natürlich wieder nicht da, wenn man ihn braucht, — Hei—rich!“

In der Thüre des Nebengebäudes erschien ein langer semmelblonder Junge mit einem langen semmelblonden Gesicht und eilte, als er die Gruppe gewahr wurde, rasch auf sie zu.

„Nun, Du Kammskopf!“ rief der Förster, während der Junge dem Grafen die Hand und der Gräfin den Armel küßte, „hast Du keine Löffeln? Der Herr Graf und die Frau Gräfin werden doch absteigen?“

Sie stiegen ab. Der Graf sprang zuerst aus dem Sattel und half dann der Gräfin aus demselben. Der Junge ergriß die Zügel der Pferde, nicht ohne zuvor von seinem Herrn ermahnt worden zu sein: „Daß Du mir aber nicht wieder die Steigbügel auf den Sattel legst, Du Schwalzhier!“

Die Gräfin ging auf die Rasenbank zu und setzte sich. „Förster!“ sagte der Graf, „bringen Sie uns ein paar Stühle.“

Der Förster wollte fortstürzen, aber die Gräfin rief ihn zurück.

„Lassen Sie es nur, ich bleibe hier auf der Rasenbank.“

„Aber, beste Ina — bringen Sie nur die Stühle — Du könntest Dich erkälten.“

„Nicht doch, ich danke Dir, aber ich bleibe hier sitzen.“

„Aber warum — Du siehst — da kommt der Alte schon.“

„Nun, Herr Leitmann, wie geht es?“

„Danke, Frau Gräfin, wie soll es gehen, immer munter.“

„Aber wollen Sie nicht Platz nehmen?“

„Nein, danke, ich sitze schon. Haben Sie Nachrichten von Ihrer Tochter?“

„Aber wollen die Frau Gräfin nicht doch lieber einen Stuhl nehmen, der Boden ist doch noch nicht ganz trocken.“

„Ich bitte Dich, Ina, setze Dich auf einen Stuhl.“

„Ich sitze ganz trocken. Ich fragte, wie es Ihrer Tochter geht, Herr Leitmann.“

Der Graf biß sich in aufsteigendem Zorn auf die Lippen, schwieg aber, und setzte sich nun auch auf die Rasenbank. Ist das nun weiblich, dachte er, so hartnäckig zu sein. Aber das ist so recht Inas Art. Ob ich wohl jene andere auch vergeblich um eine solche Kleinigkeit gebeten hätte?

„Danke für die Nachfrage,“ erwiderte der Förster im breitesten Deutsch, „meine Tochter ist natürlich so lustig wie eine Rinde im August. Was fehlt ihr? Sie hat einen Mann, und es würde mir nicht wundern, wenn da bald auch ein kleines wäre. Aber ich? Was mach' ich? Ich bin so allein wie der Birnhahn im Juli. Ich meine, der liebe Gott schießt mir bald ab. Ich meine, der Herr Graf würden damit auch ganz zufrieden sein. Nicht? Alte Hunde führt man nicht gern. Da hilft kein Mojaran mit Butter. Die Nase ist weg. Ha, ha, ha!“

Der Graf fuhr aus seinem Nachdenken auf. „Was sagten Sie, Alter?“ fragte er.

„Ich sagte, daß ich nun bald im siebenzigsten Felde stehe,

und daß der Herr Graf froh sein werden, einem im zwanzigsten zu bekommen."

"Nein, Alter, das wäre ich gewiß nicht, wahrhaftig nicht. Aber — was ich Sie fragen wollte — wie sieht es mit der Anpflanzung?"

"Wie soll es damit stehen? Schlecht steht es mit ihr. Ich sagte es ja gleich, mit den Bauern geht es nicht. Wenn ein Bauer und ein Bulle neben einander stehen, stehen zwei Stück Vieh zusammen. Ein Bauer ist gar kein Mensch. Ich sag' Ihnen, Frau Gräfin, ich wollte lieber eine Kette Auerhühner beten lehren, als Bauern Bäume pflanzen. Früher, als man noch mit der Karbatze über sie kommen konnte, da ging es noch, aber jetzt soll man ja zum Ochsen sagen: Hab' die Freundlichkeit und geh' links! Ha, ha, ha! Die Brotpeitsche kommt schon noch wieder! Oho, sie kommt schon noch wieder. Wer wird die Fichte mit dem Hammer fällen? Wer kriegt den Bauern mit Gefängniß klein? Er hat sein Heu, er hat seine Schlämpe, er schläft sich was und lacht den Hauptmann aus."

Der Graf lachte. „Darüber sind wir verschiedener Meinung, Reitmann," sagte er, indem er sich erhob und ein Papier aus der Brusttasche zog. „Da haben Sie die Wegroute, die Sie schlagen lassen müssen. Der Revisor kommt morgen früh. Ich bin fertig, Jua!"

Als der Graf und die Gräfin nach Hause zurückkehrten, erblickten sie — ihr Weg führte am Ufer des Stromes entlang — auf dem andern Ufer den Schnellzug. Die Wagenreihe glitt rasch über die Kluren, donnerte über eine kleine Brücke und verschwand dann im Walde. Nur ein weißes Wölkchen, das rasch vorwärts schritt, deutete noch den Weg an, den der Zug nahm.

Die Gräfin seufzte. „Da kommt die neue Hausgenossin," sagte sie. „Ich kann Dir nicht sagen, wie unangenehm mir der Gedanke ist, daß unser schönes Alleinsein nun ein Ende haben soll."

„Es handelt sich doch nur um ein blutjunges Mädchen," beruhigte der Graf. „Wir hatten doch auch bisher schon die Bonne."

„Lieber Georg, Annette war ein Diensthote und hörte als solcher natürlich nicht. Jetzt aber bekommen wir ein Fräulein ins Haus und noch dazu gar eine Ständesgenossin."

„Ach was, Ständesgenossin! Gouvernante ist Gouvernante, sei sie nun bürgerlich oder adelig!"

„Du hast leicht guten Muthes sein, denn Dich geht sie nichts an, ich aber muß ich nun die richtige Stellung anweisen. Ich sehe ja ein, daß Mama recht hat, wenn sie verlangt, daß ich das gleich anfangs thun soll, aber mir ist gar nicht wohl dabei. Ich sage Dir, als ich Johann befehl, den Einspänner zur Bahn zu schicken, wurde mir heiß und kalt."

„Aber, liebes Herz, warum thatest Du es denn überhaupt?" fragte der Graf misanthropisch. „Wir lassen ja nicht einmal die kluge Frau in einem Einspänner holen."

„Nein, nein, Georg, auf solche Kleinigkeiten kommt es eben an. Das Fräulein muß gleich anfangs gewahrt werden, daß sie bei uns eine dienende Stellung einnimmt und keine Ansprüche machen darf. Nachher ist es zu spät."

Der Graf war unzufrieden. „Das ist kleinlich," sagte er. „Laß mich nur gewähren," erwiderte die Gräfin. „Vieles, was Ihr Männer kleinlich nennt, ist für uns Frauen und schließlich auch für Euch selbst groß und wichtig. Glaube mir, es wird mir schwer genug, so zu handeln, aber ich erkenne, daß es nothwendig ist. Das Fräulein muß entweder von vornherein Gouvernante sein oder junge Dame, und so sehr ich ihr letztere Stellung gönnte, so ist für dieselbe in unserem Hause doch kein Platz."

Der Zug hielt unterdessen an der Station.

„Campbellshof! Drei Minuten Aufenthalt! Bitte, Sie wollten nach Campbellshof," rief der Kondukteur, indem er das Damencoupe zweiter Klasse öffnete. Das junge Mädchen, das sich allein im Coupe befand, erfasste ein Kösserchen und einen Beutel mit der einen, ein Plaid und einen Schirm mit der

andern Hand und stieg mit Hilfe des Kondukteurs aus. Auf dem Perron herrschte für einen Augenblick ein wüthes Gedränge. Herren, die aus dem Zuge sprangen, stürzten eilig in die Restauration; einige Juden zerrien große Packen hinter sich her aus den Waggons, während andere Hals über Kopf in dieselben kletterten, ein Herr, der hier einsteigen wollte, schrie nach einem Platz erster Klasse. Dann ertönte die Glocke zum dritten Male, alles eilte zurück in die Waggons, die Kondukteure schlugen die Thüren zu, der Lokomotivführer rief: „Alles fertig!" und piff. Der Zug setzte sich in Bewegung, der Bahnhofsinspektor, ein großer Mann mit einem weit herabwallenden schwarzen Vollbart und einem überaus stolzen Ausdruck im Gesicht ging ins Haus, die ausgestiegenen Juden hafteten davon und nach ein paar Augenblicke blieb niemand auf dem Perron zurück, als die junge Dame und ein schäbig aussehender Mann, der neben zwei Kisten und einem alten braunen Koffer stand.

Der Mann schob sich mit Zeigefinger und Daumen die Nase, fuhr sich mit dem Aermel über das Gesicht und kam dann auf das junge Mädchen zu.

„Das gnädige Fräulein wollen wohl auf den Hof?" fragte er.

„Nein, ich will nach Rotenhof," war die Antwort. „Ist keine Equipage da?"

Der Mann schlurte schwerfällig in das Bahnhofsgebäude und kam nach einigen Augenblicken mit der Nachricht zurück, daß kein Wagen da sei. Der Bahnhofsinspektor folgte ihm auf dem Fuße und trat mit militärischem Gruß an die junge Dame heran.

„Baron, mein Fräulein," sagte er, „ich höre, daß Sie nach Rotenhof wollen. Es muß ein Mißverständnis vorliegen, wenigstens ist kein Wagen da, ich will aber, wenn es Ihnen recht ist, in den Hof schicken und den Herrn Baron um einen Wagen bitten lassen."

„O ich danke, Sie sind sehr freundlich, aber ich möchte Herrn von Campbell nicht bemühen. Der Wagen hat sich vielleicht nur verspätet und kommt noch."

„Oh, hm! Sehr möglich. Zu der That. Allerdings. Erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle: mein Name ist Sirius."

Die junge Dame verneigte sich ein wenig, schwieg aber. Herr Sirius grüßte wieder militärisch und ging ein paar Mal auf dem Perron auf und nieder. Der Koffer am Ende desselben sah, wie schon gesagt, alt und verbraucht aus und die beiden Kisten hatten nach den Facturen auch schon früher im kaufmännischen Verkehr Dienste gethan.

Wer zum Ausdruck kann das bitthübische Ding sein," dachte der Inspektor und betrachtete den ungewohnten Gast mit verdoppeltem Interesse. Er konnte das thun, da die junge Dame aufmerksam über den Baum des Bahnhofsgrätchens weg nach dem vom Strom heraufführenden Wege blickte. Sie hatte ein edles regelmäßiges Profil, volles dunkles Haar und dunkle Augen. Sie war fein aber für ihr zartes Alter voll gebaut; sie war endlich ordentlich und sauber, aber doch sehr einfach gekleidet. Herr Sirius warf die Frage auf, ob sie wohl adelig sei, aber er verneinte sie. Für ein Edelfräulein war sie zu vüllig, die waren alle hager. Sie hätte eine Polin sein können, aber sie hatte im reinsten Deutsch gesprochen. Wer, zum Ausdruck, war sie?

„Oh, hm! Waren das Fräulein schon einmal in Rotenhof?"

„Nein."

„Oh, hm! Kennen das Fräulein den Herrn Grafen?"

„Nein."

„O entzückender Mensch! Unser Graf! Wir nennen ihn alle „unser Graf", weil wir ihn alle lieb haben. Ein herrlicher Mann! Wird Ihnen sehr gefallen. Nicht?"

Die junge Dame schwieg.

„Kennen das Fräulein die Frau Gräfin?"

„Nein."

„O, auch sehr achtungswerthe Dame. Wird allgemein sehr geachtet. Ist auch sehr schön. Eine sehr schöne Frau die Frau Gräfin Polberkamp, geborene Baroness Campbell. Man findet das allgemein."

Das junge Mädchen zog sein Taschentuch, fuhr sich damit über die Stirn und hielt es dann vor den Mund.

„Die Herrschaften haben auch zwei Töchter. Sehr hübsche kleine Mädchen. Um, um! Nichtig, zwei Töchterchen. Entschuldigen Sie, Fräulein, aber wollen Sie vielleicht als Gouvernante nach Rotenhof?“

Auf der dem Frager zugewandten Wange der jungen Dame erstrahlte ein allerliebster Grinsen. Sie zog das Taschentuch vom Gesicht und lächelte hell auf.

Herr Sirius fand, daß er noch nie ein so silberhelles Lachen gehört und nie ein paar weißere Zähne gesehen habe.

„Ganz richtig, Herr Inspektor, ich will als Gouvernante nach Rotenhof.“

„O, ich gratulire Ihnen von Herzen. Sie werden sich dort gefallen, mein Fräulein. Die Frau Gräfin ist zwar ein bisschen adelsstolz — Sie wissen bei den Tschernomoren (Spitzname für den Adel) geht es ganz ohne Stolz selten ab, — aber doch nicht allzu sehr und der Graf ist es gar nicht. O nicht im mindesten. Nein, es ist ein sehr anständiges Haus.“

Das Fräulein wurde durch diese Unterhaltung offenbar auf das höchste belustigt.

„Ein sehr anständiges Haus.“ fuhr der Inspektor fort.

„Ich muß Ihnen sagen, daß ich grundsätzlich nie einen Edelmann zuerst anrede — wer etwas auf sich hält, sollte das überhaupt nicht thun — man kann ihnen doch nie ganz trauen, nein — aber mit dem Grafen mache ich eine Ausnahme. Herr Graf, sage ich, wenn er angesehen kommt, Ihr Diener! Und er: Moien, Sirius! Und ich: Sie haben noch fünf Minuten Zeit, Herr Graf, oder zehn Minuten, oder fünfzehn, je nachdem. Dann sagt er: Na, viel zu thun? Oder: Verdammst schlechtes Wetter heute! Oder: Na, heute wärmt einmal das Sonnen. Ja, wir stehen auf ganz gleichem Fuße miteinander. Sehen Sie, Fräulein, gegen die anderen Barone bin ich grob, sobald ich es irgend sein kann — Sie wissen — von Standeswegen, — man muß etwas auf sich halten — aber gegen den Rotenhofischen nie. Der Rotenhofische ist eben „unser Graf“. Aber was ich sagen wollte: Haben Sie schon einmal konditionirt, mein Fräulein?“

Der Ausdruck „konditionirt“ machte der Heiterkeit des jungen Mädchens ein Ende. Sie erwäthete bis an die Schläfen.

„Nicht? Nun, dann erlauben Sie mir wohl, daß ich Ihnen einige Rathschläge ertheile. Sie müssen nämlich wissen, daß ich zwei Jahre Medizin studirt habe und dann ist mehrere Jahre hindurch bei Tschernomoren Hauslehrer gewesen bin. Also: begehren Sie gleich anfangs recht auf. Zum Beispiel: man stellt Ihnen zwei Lichte hin. Sagen Sie, daß Sie kurz-sichtig seien und verlangen Sie drei. Oder Sie haben sich Ihre Fettsiefeln schmutzig gemacht — na zum Kukud, Damen tragen übrigens keine Fettsiefel. Oder nein — doch — oder der Diener giebt Ihnen, wenn Besuch da ist und Wein getrunken wird, keinen ein, — das thun die Hallunken manchmal, — nun dann stehen Sie auf und gehen auf Ihr Zimmer. Sie stehen auf und gehen auf Ihr Zimmer. Jetzt kommt der — aber mein Gott — was haben Sie, Fräulein?“

Das junge Mädchen hatte ihr Gesicht in das Tuch gehüllt und schluchzte still in dasselbe hinein. O Gott! Sie war im Begriff, in ein Verhältniß zu treten, in Bezug auf das man ihr solche Rathschläge geben konnte!

Lustiges Pfeifentönen und ein rasch vom Strome heran rollendes Wägelchen machten der peinlichen Scene ein Ende. Der auf das äußerste erschreckte Herr Sirius war froh, versuchen zu können, daß das eine Rotenhofische Equipage sei. Das junge Mädchen fuhr sich mit dem Tuch über das Gesicht, schluchzte noch ein paar Mal und eilte dann, ohne irgend auf die Entschuldigungen des Inspektors zu achten, durch das Bahnhofsgebäude ins Freie.

„Sind Sie der Kutscher aus Rotenhof?“

„Der Kutscher nicht, gnädiges Fräulein, aber der Stallknecht.“

„Einerlei — sollten Sie mich hier abholen?“

„Ja, gnädiges Fräulein. Nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich zu spät komme — aber ich wurde auf der Fährte aufgehalten.“

„Schön. Können Sie meine Sachen alle mitnehmen? Es sind zwei Kisten und ein Koffer.“

„Die Sachen werden morgen abgeholt werden.“

„Gut.“

Das junge Mädchen wies die Hilfe des Inspektors zurück und stieg rasch in den Wagen, ja es war so undankbar, daß es den Gruß des Herrn nicht einmal erwiderte. Dieser schien ihr das übrigens nicht übel zu nehmen. Er blickte dem Wagen lange nach und murmelte: „Hätten dem armen Dinge doch auch einen Jagdwagen entgegen schicken können. Aber das ist wieder so ein tschernomorischer Tick. Für uns bürgerliches Pöbel ist ein Einspänner gut genug. Armes Mädel, so jung schon unter die Tschernomoren gehen zu müssen.“

Herr Sirius setzte sich nachdenklich auf eine Bank und dachte darüber nach, daß wenn das hübsche Mädchen einmal Frau Sirius werden sollte, sie nicht mehr nöthig haben würde, unter den Tschernomoren zu hanteln. „Ich muß den Grafen warm halten“, murmelte er, als seine Schwester ihn zum Abendessen rief.

IV.

Das junge Mädchen fuhr unterdessen in raschem Tempo der Fährte zu. Als sie diese erreichte, war die Sonne schon untergegangen, aber der Himmel war noch in lila Glut getaucht und ihr Widerschein im Wasser ließ auch den Strom wie dunkles Violett erscheinen. Auf den Flößen, die bereits zur Nachtruhe am Ufer befestigt waren, flammten schon die Nachtfeuer auf und von dem nahen Campbellshof erklangen jene unbestimmten verworrenen Töne: menschliche Rufe, Gebrüll der Kinder, Blöken der Schafe, Hundegebell, welche auf dem Lande andeuten, daß des Tages Arbeit eben im Begriff ist, der Ruhe der Nacht Platz zu machen. Der breite Strom, die ganze Scenerie waren wie geschaffen, die aufgeregten Nerven des jungen Mädchens zu beruhigen. Sie stieg aus und ging langsam auf der Fährte auf und ab. Jakob betrachtete sie aufmerksam. „Was für ein blutjunges Ding“, dachte er. „Die Arme, sie hat gewiß Heimweh, sie hat geweint, man muß sie zerstreuen.“

„Das ist Campbellshof“, sagte er, indem er mit dem Peitschenstil Stromaufwärts wies. „Da wohnen die gnädigen Eltern von unserer gnädigen Frau.“

Das Fräulein nickte.

„Das da sind Flöße.“

„Ja wohl!“

„Können Sie den Stein da am anderen Ufer sehen, gnädiges Fräulein? Sehen Sie — da — hinter dem Floß mit der großen Hütte.“

„Was ist's mit ihm?“

„Nun, gegenüber diesem Stein wurde im Winter in der Nacht ein Jude todtgeschlagen.“

„Wirklich! Aber warum denn?“

„Nun natürlich, um ihn zu berauben. Sie hatten ihm den Bauch aufgeschlitzt mit einem Messer, und die Eingeweide hingen heraus — na, ich sage, man hätte sie in einen Korb füllen können.“

„Schrecklich! Hat man die Mörder entdeckt?“

Jakob schmunzelte über das ganze Gesicht. Seine Absicht gelang.

„Ja wohl“, erwiderte er. „Es waren drei Russen — Sektirer natürlich — sie haben die Kaake gekriegt und sind nach Sibirien geschickt worden.“

„Entsetzlich. Ist die Gegend hier so unsicher?“

„Das kann man nicht behaupten. Wem haben sie in diesem Winter den Bart nach oben gefehrt? Da war die Müllerin unter Gruntenhof und der Krebswirth und dann verschiedene Juden natürlich. Aber werden das gnädige Fräuleinchen nicht lieber Ihr Tuch umnehmen? Es zieht hier auf dem Fluße.“

Das Fräulein lehnte dankend ab, aber Jakob drang so lange und so väterlich in sie, bis sie nachgab. „Wie heißen Sie?“

„Ich? Jakob Waldmann.“

„Sind Sie verheirathet?“

„Jawohl. Ich habe eine Tochter, die gerade so alt ist“



Vom Düsseldorfer Maskenfeste. 1. Die Kirengrotte. Originalzeichnung von H. Knackfuß.



Der Kaiser. Frau Ute Sohn. Karl Hoff.
 Prinz Friedrich Karl. Der Kronprinz. Kronprinzessin.

Vom Düsseldorfer Malkastenfest. 2. Der Kaiser unter den Darstellern des Festspiels. Originalzeichnung von H. Knackfuß.

wie das gnädige Fräulein. Sie ist Stubenmädchen bei der gnädigen Frau Gräfin."

"Ist sie zufrieden?"

"Wie soll sie nicht zufrieden sein. Spaß — unser Graf ist ein Engel."

"Selbstiam," dachte das junge Mädchen, „es ist immer nur vom Grafen die Rede.“

Vor ihnen bligten Lichter auf. „Das ist das Schloß," sagte Jakob. Sie fuhren durch ein Stück Park, dann über einen Hof, durch einen Blumengarten und hielten endlich vor der Mittelthüre eines großen, von zwei Flügeln eingefassten Gebäudes. Ein Diener half dem Fräulein aus dem Wagen und eine große breitschulterige Person mit einem finsternen Gesicht trat ihr entgegen. Letztere ergriff das Handgepäck, sagte mit rauher Stimme: „Ich werde Sie auf Ihr Zimmer führen," und stieg dann eine Treppe hinauf. Das Fräulein folgte. Von oben kam ihnen ein hübsches junges Ding, das eine Kerze trug, entgegen und leuchtete ihnen. Sie bogen erst rechts in einen Korridor und traten dann links in das erste Zimmer.

„Stelle das Licht auf den Tisch, Lottchen. Fräulein Heinersdorf, wenn Sie sich umgekleidet haben, werden Sie zum Abendessen herunterkommen. Die Herrschaften warten auf Sie. Ich bin Amalie. Gute Nacht!"

Damit gingen die beiden.

Fräulein Heinersdorf war das Herz voll zum Zerbrechen. Sie hatte gehofft, daß die Gräfin sie an der Schwelle ihres Hauses willkommen heißen und ihr so den schweren, schweren Schritt erleichtern würde, statt dessen war ihr eine Amalie entgegengetreten. Wer war dieses Hünenweib? Die ehemalige Amme der Gräfin vermutlich oder dergleichen.

Einen Augenblick lang beugte das junge Mädchen unter der Last der empfangenen Eindrücke ihr Haupt nieder auf den Tisch und ein paar große Thränen rollten über ihre Wangen. Aber nur einen Augenblick lang. Alice Heinersdorf war ein mutthiges entschlossenes Mädchen. „Vorwärts," sagte sie, noch einmal aufsehend und griff nach ihrem Kösserchen, „vorwärts, es gibt kein Zurück mehr."

Da sie kein anderes Kleid mit hatte — ihr Koffer war ja zurückgelassen — so reinigte sie ihr graues Kleidchen vom eingedrungenen Staube, legte einen neuen Kragen um, wechselte die Manschetten und war fertig. Als sie mit dem Licht an den Spiegel trat, um sich zu überzeugen, daß ihr Haar in Ordnung sei, fielen ihr die Worte des Bahnhofsinspektors ein und sie sah sich unwillkürlich nach der zweiten Kerze um. Es war aber nur eine vorhanden, wenn auch eine so dicke, wie Alice noch nie eine gesehen hatte.

Als sie auf den Korridor trat, bemerkte sie, daß Lottchen sie erwartet hatte. „Wenn Sie erlauben, gnädiges Fräulein, werde ich Sie herunterführen," bemerkte das Mädchen, indem es nach dem Licht griff.

Alice dankte und beide stiegen nun die Treppe hinauf. Alice durchschritt rasch ein paar Zimmer und stand dann vor der Familie Poldertamp.

„Seien Sie uns willkommen, mein Fräulein," sagte die Gräfin, indem sie dem jungen Mädchen entgegentrat und ihm die Hand reichte. „Seien Sie uns herzlich willkommen, Fräulein Heinersdorf," sagte auch der Graf. „Ich hoffe, daß Sie sich bei uns recht wohl fühlen werden. Kommt her, Erna und Eleonore! Das sind Ihre — aber was lacht Ihr denn, Ihr albernen Dinger, werdet Ihr Euch wohl anständiger aufführen.“

Die kleinen Mädchen traten an Alice heran und reichten ihr die Hand, prusteten aber vor unterdrücktem Lachen.

„Erna, Eleonore!" rief die Gräfin. Alice erröthete über und über. Die beiden Mädchen aber warfen sich auf den Vater, drückten ihre Gesichter an seine Arme und lachten laut auf. „Papa," rief die ältere endlich, „Du hast uns gesagt, Fräulein Heinersdorf sei alt und lahm und häßlich und nun ist sie noch jünger und schöner als Mama.“

„Und sie hinkt auch gar nicht, Papa," stimmte die andere zu.

Die Gräfin lächelte, der Graf aber ließ sein lautes, herzliches Lachen hören. „Bardon, mein Fräulein," rief er, „was

werden Sie von mir denken. Ich habe mir allerdings erlaubt, meinen neugierigen Töchtern ein ähnliches Bild von Ihnen zu entwerfen. Nicht wahr, Sie nehmen mir den allerdings etwas derben Scherz nicht übel?"

„Gewiß nicht, Herr Graf," erwiderte Alice.

Bei Tisch saß Alice zwischen den beiden kleinen Mädchen, mit denen sie rasch freundschaftlich schloß. Die Hausfrau verhielt sich sehr schweigsam, der Graf aber war in der besten Laune, neckte anfangs nur seine Töchter, dann auch seine Frau, endlich auch Alice, tanzte nach Tisch mit jeder Tochter einen Walzer, zu dem Alice die Begleitung spielen mußte, und brachte schließlich sogar unter unendlichem Jubel der Kinder die beliebte Laterna Magica herbei.

Der Jubel war eben auf dem Höhepunkt, als Amalie plötzlich ins Zimmer trat. „O weh!" riefen die Kinder.

„Was meinen Sie, Amalie, legen Sie nicht heute Fräulein Heinersdorf zu Ehren ein Vierteltändchen zu?" fragte der Graf.

„Wie Sie befehlen, gnädiger Herr Graf," verzogte Amalie, ohne eine Miene zu verziehen.

„Das heißt also nein? Nun, dann ist nichts zu machen. Sagt „Gute Nacht“ Kinder und geht schlafen. Sie müssen nämlich wissen, mein Fräulein," fügte der Graf erklärend hinzu, „daß unsere gute Amalie früher die Amme meiner Frau war und jetzt die Wärterin von uns allen ist. Sie müssen Ihre Gunst zu erringen suchen, denn sie kann, wie Sie sehen, mitunter streng sein. Nicht wahr, Amalie, Sie werden das Fräulein auch unter Ihre Flügel nehmen?"

Amalie blickte Alice so feindselig an, daß diese erschraf. „Was habe ich mit dem Fräulein zu thun," erwiderte sie, „ich gehe meine Wege, das Fräulein geht ihre Wege, das gibt keinen Kreuzweg.“

„Das war nun wieder einmal amalienhaft grob," rief der Graf. „Sie sind der reine Waldmensch, Amalie.“

„Ich bin ja auch nicht adelig, sondern von einfacher Leute Schlage," war die Antwort.

„Das stimmt, meine Gute. Gute Nacht, mein Kind. Gute Nacht, Erna.“

Als auch die Erwachsenen aufgebroschen waren und die Gräfin sich von Amalie das Haar kämmen ließ, fragte sie: „Warum warst Du denn so grob, Amalie?"

„Was war ich grob? Was habe ich mit dem Fräulein zu schaffen? Ich werde den Komteßchen keine Stunden geben. Ich schlafe mit ihnen zusammen, ich kleide sie an, ich gehe mit ihnen in den Garten. Was geht mich das Fräulein an?"

„Wie gefällt Dir das Fräulein?" fragte die Gräfin nach einer Pause.

„Gar nicht!"

„Wie, gar nicht?"

„So, gar nicht. Wer wird nur eine so junge und schöne Gouvernante ins Haus nehmen?"

Die Gräfin erröthete und wandte sich unwillig ab. „Sei nicht albern," sagte sie.

Amalie kammte schweigend darauf los. Man hörte nichts als das leise Rauschen, das die über die Haarwellen dahinfahrende Bürste hervorrief. Endlich legte Amalie die Bürste fort und begann das Haar in breite Flechten zu ordnen.

„Schmollst Du, Amalie?"

„Ich bin ja albern.“

Die Gräfin wandte sich um. „Was wolltest Du denn aber vorhin sagen?"

„Ich wollte sagen, daß wer einen jungen Mann hat, seine junge hübsche Gouvernante ins Haus nehmen soll.“

Die Gräfin legte langsam ihre Ringe ab und ließ einen Diamantring im Licht der Kerzen funkeln.

„Und adelig ist sie noch dazu," fuhr Amalie fort. „Wozu wird so eine Gouvernante? Wenn sie eine Predigerstochter wäre oder eine Doktorstochter, so wäre es in der Ordnung, aber wer hat je gehört, daß ein adeliges Fräulein Gouvernante wird.“

Die Gräfin blickte noch immer aufmerksam auf das Feuer im Kamin, den sie hin- und herbewegte. „Findest Du sie denn so schön?" fragte sie.

„Ich
aber die
Die
hatte, die
Du kannst
Amalie
Die
die Hand
haben? Ja
sie hatte
wie der
sonen und
geistigen
eine Warn
Eifernd
ihrem glä
aber sie
nur den
hatte diese
Stolz hin
lieben, lä
nicht Gott
Gefühl ei
war thöri
in ihrer
Ende in
Die
der den
nieder. „
Wen er
dem hängt
doch wie
junges da
werden ka
Auf
auf der e
den in d
Baie sich
schöner a
aber sie
gefällt jo
Die
seine Kr
er. „Kom
Der
ein reiz
„We
„Wi
liebtes
Grädchen
dafür wil
lich einge
„Ja
aus wie
„Ab
vorfahr
Heinersd
Kinder s
würdiger
hinauf u
kleinen
„Ba
— denke
Sie
Du schott
„Ne
„Je
geblieben
können
„Ja
„Te
die Klein

„Ich finde sie nicht schön — nein — wahrhaftig nicht, aber die Herren werden sie schon finden.“

Die Gräfin erhob sich so jäh, daß die Jose kaum Zeit hatte, die eben bediente Flechte fahren zu lassen. „Es ist gut, Du kommst gehen,“ sagte sie.

Amalie küßte ihrer Herrin die Hand und ging.

Die Gräfin legte den Ring fort, stützte ihren Kopf auf die Hand und versank in tiefen Sinnen. Sollte Amalie Recht haben? Frau Ina wußte, wie blind sie ihr ergeben war und sie hatte nur zu oft Gelegenheit gehabt, gewahr zu werden, wie der scharfe Verstand dieser einfachen Frau Dinge, Personen und Verhältnisse richtig beurtheilte, die weit über ihren geistigen Horizont hinaus zu gehen schienen. War das nicht eine Warnung vom Himmel? Die Gräfin hatte es nie ohne Eiferjucht ansehen können, wenn die Herzen aller Menschen ihrem glänzenden Gemahl so rauch und voll entgegenstiegen, aber sie hatte sich immer sagen müssen, daß er ihr nie auch nur den geringsten Anlaß zur Eiferjucht gegeben hatte. Sie hatte diese daher immer niederwerfen und sich ganz freudigem Stolz hingeben können. Nein, er den alle, zumal alle Frauen liebten, liebte nur sie. Es verging kein Abend, an dem sie nicht Gott ausdrücklich dafür dankte, aber doch hatte sie ein Gefühl eifersüchtiger Furcht nie ganz los werden können. Es war thöricht dieses Gefühl, sehr thöricht, aber es lag einmal in ihrer Natur. Oder lag die Wurzel des Uebels nicht am Ende in seiner Natur?

Die Gräfin erhob sich und ging auf dem weichen Teppich, der den Fußboden des Zimmers bedeckte, langsam auf und nieder. „Nein, er ist keinem Temperament nach konservativ. Wenn er einmal liebt, es sei Mensch, Thier oder Geräth, an dem hängt er sein Leben lang. Und gar in diesem Falle liegt doch wirklich kein Grund zur Eiferjucht vor. Sollte ein so junges dummes Ding, sollte solch ein Kind mir gefährlich werden können?“

Auf dem Sims des Kamins stand eine Meißner Vase, auf der eine reizende Schäferin mit einem entzückenden Grübchen in der Wange dargestellt war. Die Gräfin blieb vor der Vase stehen. „Und doch — die Kinder sagten vorhin, sie sei schöner als ich. Das ist nicht wahr, sie ist gar nicht schön, aber sie ist liebend. Amalie mag Recht haben. Du da gefällst ja auch den Herren besonders.“

Die Gräfin fuhr zusammen, denn der Graf legte plötzlich seine Arme um ihren Leib. „Wo bleibst Du so lange?“ fragte er. „Komm,“ erwiderte sie.

Der Graf war in der besten Laune. „Das ist einmal ein reizendes Geschöpfchen,“ sagte er. „Das muß ich sagen.“

„Wer?“

„Wie, wer? Fräulein Heinersdorf natürlich. Ein allerliebtestes Mädelchen. Hast Du bemerkt, was sie für zuckersüße Grübchen hat, wenn sie lacht? Die soll mir hier fleißig lachen, dafür will ich schon sorgen. Du hast doch ihr Zimmer traulich eingerichtet?“

„Ich weiß nicht, was Du traulich nennst. Es sieht oben aus wie eben in einem Gouvernantenzimmer.“

„Aber, beste Ina, was Du immer mit der Gouvernante vorfährst. Sei doch nicht so pedantisch, liebes Herz. Fräulein Heinersdorf wird ja allerdings auch die Gouvernante unserer Kinder sein, vor allen Dingen sich aber doch als ein lebenswürdiger Hausgenosse herausstellen. Ich will morgen selbst hinaus und nachsehen, ob wir dort nicht noch irgend einen kleinen Schmuck anbringen können.“

„Vortrefflich, lieber Georg, aber zunächst wollen wir — denke ich — schlafen.“

Sie schwiegen eine Weile, dann fragte der Graf: „Schläfst Du schon?“

„Nein. Was wünschst Du?“

„Ich wollte Dich fragen, wo die englischen Stahlstiche geblieben sind, die früher im grauen Zimmer hingen. Wir könnten sie jetzt ganz gut hinausgeben.“

„Ich werde sie Dir morgen auffuchen lassen.“

„Tausend Dank, mein Herz. Du sollst einmal sehen, wie die Kleine sich freuen wird. Wir hängen sie ihr hin, während

sie ausgegangen ist. Das wird einmal Grübchen geben. Gute Nacht, Ina.“

„Gute Nacht, Georg.“

Auch Alice war noch nicht gleich zu Bett gegangen, sondern schrieb erst noch an ihre Freundin. Sie schilderte derselben ihr Erlebniß mit Herrn Sirius und fuhr dann fort: „Mir war, wie gesagt, das Herz sehr, sehr schwer, aber die Fahrt durch die herrliche Abendluft richtete mich wieder auf. Dazu kam, daß man mir ein sehr hübsches Wägelchen mit einem prachtvollen Braunen davor entgegengeschickt hatte, so daß ich dahin fuhr wie eine Prinzessin. Auch der Kutsher gefiel mir — er machte den Eindruck eines guten Menschen und ich freue mich, daß seine Tochter mich bedienen wird.“ Es folgte nun eine Beschreibung des Empfanges und hieß dann weiter: „Der Graf gefällt mir sehr, und ich bin überzeugt, daß er so gut ist, wie alle Leute behaupten. Ich habe jedenfalls noch nie eine so prächtige Erscheinung gesehen, wie diesen Mann und es ist mir ganz verständlich, daß Jedermann an ihm hängt. Die Gräfin dagegen gefällt mir gar nicht. Du wirst fragen, warum nicht? Ich kann Dir diese Frage allerdings noch nicht beantworten, aber mein Gefühl spricht gegen sie. Und doch ist sie von ungewöhnlicher Schönheit und überdies sehr gütig gegen mich. Ich glaube aber nicht, daß wir uns je einleben werden. Um so besser gefallen mir meine Schülerinnen, ganz entzückende kleine Mädchen. Sie gleichen der Mutter, aber sie haben die herrlichen offenblickenden Augen des Vaters und wie es scheint, auch seinen offenen freundlichen Sinn.“

„Die Einrichtung und auch der ganze Querschnitt des Hauses scheinen mir, soviel ich bis jetzt sehen konnte, unbeschreiblich elegant und großartig zu sein. Ich sage Dir, Onkel Alexanders Haus ist gegen Roten Hof wie ein Wirthshaus eingerichtet und das will doch etwas sagen. Ueberall Teppiche über das ganze Zimmer, Portiären, Blumenarrangements, Marmorgruppen, Büchertische. Ich glaube, die Bilder an den Wänden sind wirkliche Gemälde, wie sie in Bildergalerien hängen. Dabei ist alles so einheitlich, so weit und doch so traulich — ich sage Dir — entzückend. Ich glaube, daß es im ganzen Lande nicht noch so ein Haus gibt. Offenbar hat der Graf das alles so eingerichtet und angeordnet.“

„So lebe ich denn, wie Du siehst, in eitel Pracht und Reichthum, und die Sklaventette, die ich trage, ist von Gold. Ach, Aelheid, sie ist aber doch eine Sklaventette und jetzt, da sie mir um den Leib geschmiebet ist, jetzt kann ich es Dir ja sagen, Du getreue Seele, es wurde mir unendlich schwer, sie mir umlegen zu lassen. Eine Heinersdorf — eine Gouvernante! Was würde mein Großvater dazu gesagt haben, mein stolzer Großvater, und was alle die übrigen, aus deren Blut ich entstamme? Aber ich that es ja nicht um meinwillen. Ich werde Papa helfen können, ich werde dazu beitragen können, daß er sich weniger einzuschranken braucht. Ach, seine Rente ist ja so klein, daß selbst die paar hundert Rubel, die ich ihm werde schicken können und der Umstand, daß ich an seinem Tische nicht mehr mit esse und daher nur eine Portion geholt zu werden braucht, seine Lage nicht unerheblich erleichtern werden. Wenn ich außer dem Gelde, das mir meine Stickerien einbringen, noch fünfzig Rubel für mich verbräuche, — billiger kann ich mich unmöglich einrichten, denn meine Toilette muß doch einigermaßen dem Anstrich des ganzen Hauses entsprechen und um meine Wäsche ist es so schlecht bestellt, daß ich durchaus etwas für sie thun muß. Schon der Wäscherin wegen, — so werde ich Papa jährlich 250 Rubel schicken können.“

„Und nun gute Nacht, Du Treue, Gute. Ich bin todmüde und muß morgen früh aus dem Bette. Lebewohl, Dich küßt Deine

Alice.

P. S. Mir ist doch sehr, sehr bange. Ich bete zu Gott, daß er mich stärken und gnädig behüten möge. Thue Du es auch.

Deine A.

Alice erhob sich, ließ die Kouleaux und die Vorhänge herab, steckte die letzteren noch mit Stednadeln zu und breitete ein Tuch über ihr Bett, denn sie schlief gern warm. Dann kleidete sie sich aus und suchte ihr Lager auf. (Fortf. folgt.)

Unter der Linde.

Lieder aus der deutschen Vergangenheit. III. Von Carl Stieker.

Victor von Schöffel verehrungsvoll zugeeignet.

9. Kaiser Ludwig der Baier.

1347.

Zwei Mönche hielten im Schatten Raß,
Zum Jagen beide bewehrt;
Da sprach der eine: „Herr Arbogast,
Habt Ihr die Kunde gehört:

Von Kaiser Ludwig, die schlimme Mähr?
Es sind noch keine zwei Wochen,
Da ist er gezogen hinaus zum Gejaid
Und sterbend niedergebrosen.

Sein Herz, das war ihm gebrosen längst,
Der hatte viel Leid getragen;
Der ging wohl wund zum letzten Gang
Hinaus in den Wald zum Jagen!“

„So ward sein Sehnen nimmer gestillt,
Vom Bannfluch sich zu lösen?
Fluch über die Wälfchen, die ihn gebannt,
Weil er zu deutsche gewesen!

Im Kloster drinnen, da tragen sie Scheu
Vor Rom und den purpurnen Stühlen;
Hier aber ist's einsam — hier sind wir frei,
Hier sagen wir's, wie wir's fühlen!“

Und zürnend stieß er in meinen Stamm
Mit seinem gewaltigen Speere —
So hab' auch ich um den Kaiser geweint
Gar manche goldene Jahre!

10. Lindenblüten.

1402.

Es zog des Wegs ein junger Mönch,
Der hat ein Buch getragen,
Und soll dem Abt von Tegernsee
Den Gruß von Chiemsee sagen.

Und daß das würdige Gotteshaus
Ihm sende köstliche Gabe,
Es sei das allerholdeste Buch,
Das es im Schreine habe.

Und weil der frühe Tag noch blaut,
So ließ der Mönch sich nieder;
Er öffnet das Buch und er las es laut,
Er las es immer wieder.

Er las von Kämpfen stolz und hehr,
Daron die Lieder melden;
Von felsgejack und blauem Meer
Und wunderfamen Helden.

Und von dem Weib, das einst bethört
Den Helden alle Sinne —
Da geht sein Arm nach solchem Schwert,
Sein Herz nach solcher Minne!

Ihm ward so wonnig, ihm ward so weh
Und seine Wangen erglühten —
Es fielen herab in die Odysee
Die deutschen Lindenblüten!

11. Falkenhorst.

1509.

Einst horchete ein grauer Falk
Zu höchst in meinen Gezweigen,
Der hatte gesehen Land und Meer,
Es war ihm alles zu eigen.

Der sprach: „Ich war an des Kaisers Hof
Bei Mar, dem letzten Ritter;
Es lockten mich kosend die Edelfrau'n
Durch das verguldete Gitter.

Ich sollte werden zur Reigerbeiz'
Der allerbesten einer,
Doch manchmal stieß mich der Falkner an:
So widrig wie du ist keiner!

Und als ich einst in die Lüfte stieg,
Da haben's die Lüfte gewonnen —
Den Reiger warf ich ihnen hinab,
Ich selber bin nimmer kommen!

Ich flog und flog“ — so sprach der Falk,
Und die funkelnden Augen rollt' er:
„Des Kaisers Dienst ist hoher Dienst,
Doch Freiheit ist noch holder!“

12. Auf der flucht.

1556.

Ein junger Mönch, gar hold und frank,
Der wollte ein Mägglein minnen,
Da wußt' ihm das Kloster wenig Dank,
Er zog in der Nacht von hinnen.

Sie setzten ihm nach mit Mann und Rosß
Bis an den frühen Morgen;
Schon sind sie ihm nah — da hat er sich
In meinem Gezweig verborgen.

Er sprach: „Seu Linde, ist doch dein Blatt
Gleich einem Herzen gestaltet,
So gibst du auch dem wohl Ruhestatt,
Dem Minne im Herzen waltet!“

Und drunten jagen die Reiter vorbei
Und schalten in lautem Grimme:
Den geben wir nimmer sein Lebtag frei
Und dann — verklang ihre Stimme.

Er sprach: „Weiß Gott, wo in weiter Welt
Ich noch mein Obdach finde —
Nun sink — leb' wohl, du grünes Gezelt,
Hab' Dank, du getrene Linde!“

13. Im Schwedenkrieg.

1632.

Bis an der Mangsfall grünen Grund
Sind sie gekommen, die Schweden;
Ihr Kanzler, der hieß Herr Oxenstiern,
Da lernten die Kinder beten!

Es trug der Schwede sein Lederwanne
Und drüber den eisernen Degen;
Viel Jahre ist ihre eiserne Faust
Auf dem grünen Hochland gelegen.

Der Bauer verstand ihre Sprache nicht,
Wenn sie drohende Mahnung ihm sandten —
Doch wenn sie holten sein goldenes Korn,
Das hat er wohl verstanden!

Der Schwede, er war gesüchdet ringsum
Wie der leibhaftige Böse;
So manche Wallfahrt ward dort gethan,
Daß Gott uns von ihm erlöse!

Da sanken in Asche der Häuser genug
Und mancher Baum sank zu Boden,
Wis unser Eisen ihr Eisen schlug —
So mancher sank zu den Todten!

Ich aber war ihrer Art zu hart,
Sie hämmerten manche Stunde;
Es trägt mein Stamm aus dem Schwedenkrieg
Noch heut seine klaffende Wunde.

14. Winternacht.

1705.

Der Mond erglänzt in eisiger Pracht,
Verschneit sind Berg und Halde,
Und glühend liegt die Winternacht
Ueber dem einsamen Walde.

Tief zieht im Schnee des Wildes Spur
Und mancher Stamm ist gebrochen
Unter der weißen Niefenlast
In stürmenden Winterwuden.

Doch drüben im Kirchlein zu Jörgensried,
Da glänzen die Fenster, die alten;
Da ziehen mit leuchtenden Fackeln empor
Viel dunkle fromme Gestalten.

Vom Kirchlein zu Jörgensried, da schallt
Das mitternächt'ge Geläute
Dahin durch den stillen, den glühenden Wald,
Denn — Weibnacht ist es ja heute.

Doch ihre viele sind heute fern —
Und wenn es beginnt zu tagen,
Dann wird mit Suse und Morgensfern
Die Feindlinger Schlacht geschlagen.

15. Zerfallen.

1806.

Zwei Männer gingen den Pfad vorbei,
Da hör' ich die beiden klagen:
„Das alte tausendjährige Reich,
So ist es wirklich zerfallen.“

Und wie ein morscher Bau zerfällt,
So ist es in Schutt zerfallen;
Es gibt kein Deutschland, kein Vaterland mehr,
Es gibt nur fremde Vasallen!“

Und über die weiten Wipfel hin
Trugen dies Wort die Winde:
„Es gibt kein Deutschland, kein Vaterland mehr!“ —
Du arme deutsche Lände!

Da ist mir's wie Schauer tief und leis
Durch die alten Glieder gestossen;
Ich sah es ja gründen, dies deutsche Reich,
Sah Kaiser Karl den Großen.

Es gibt kein Deutschland, kein Vaterland mehr,
Und nur in Träumen und Sagen
Lebt sie noch fort, die alte Mähr —
Wir wollen sie hüten und tragen.

Ich aber bin weß und vermodert dann
In jenen fernem Tagen;
Es bligte so oft über meinem Haupt —
O hätt' mich ein Blitz erschlagen!

Bis einst ein anderes starkes Geschlecht
Der alten Größe gedenket,
Und wieder gründet das alte Recht
Und neue Größe uns schenket.

16. Auferstehung.

1871.

Der Sonntagmorgen war blau und klar,
Welch wunderbares Geläute!
Es wogt das Volk in juchzender Schar,
In allen Thälen lacht Freude.

Und jeder trägt sein Feierkleid,
Die wallenden Fahnen wehen,
Sie kommen von nah, sie kommen von weit;
Sag' an, was ist geschehen?

Der Sonntagmorgen ist blau und klar,
Es rauschen die Wälder im Winde,
Und aufgerichtet ist ein Altar
Unter der grünenden Linde.

Und dort wird heute im freien Feld
Das Siegesfest gehalten,
Hoch lebe der Kaiser und hoch das Reich!
So rufen die Jungen und Alten.

Und Glockenschall und Trompetenschall,
Das ist hier jubelnd erklingen,
Und die hier stehen — sie haben im Blut
Das Vaterland wieder errungen!

Die alte Lände — sie schauert leis
Und all ihre Wipfel beben:
Gern hab' ich gelebt um diesen Tag
Mein tausendjähriges Leben!

17. Wandergruß.

Da wach' ich auf aus dem tiefen Schlaf,
Schon kamen die blauen Schatten,
Der Himmel war klar und leise fiel
Der Thau auf die blumigen Matten.

Auch meine Wimper — sie war bethaut,
Ich fühlte mein Herz erbeben,
Als hätt' ich zu tiefst hinabgeschaut
In deutsches Leid und Leben.

Das Abendgeläute von fern verklang,
Das Licht des Tages ward müde,
Hoch in den Zweigen die Drossel sang,
Ringsum lag Segen und Friede.

So stand ich dort auf dem alten Steig
Mit seinem Gesein, dem grauen,
Und Dämmernd sah ich durch das Gezweig
Den Tegrinsee, den blauen.

Gott mög' dich schützen, mein Vaterland!
Wie Laaten vor Sturm und Winde. —
Ich wand're dahin am Waldestrand,
Hab' Dank, du getrene Lände!

Eine große glückliche Reise war es, die den englischen Marineleutnant Verney Lovett Cameron mit einem Schläge unter die bedeutendsten Afrikareisenden versetzte. Quer durch Afrika sind nur wenige weiße Sterbliche gereist, so Livingstone und Mohls; und wie so eben uns Kunde wird, auch der fühne waghaltsige Amerikaner Stanley. Durch des letzteren Reise erhält der Zug Camerons erst seinen Abschluß, und wir folgen letzterem daher jetzt mit doppeltem Interesse, zumal sein Reiseverlauf jetzt eben hübsch ausgestattet in einer deutschen Uebersetzung erschienen ist.^{*)}

Wohl ist schon manches nach den ersten flüchtigen Berichten über Camerons Reise geschrieben worden, allein einen Einblick in die ganze Größe des merkwürdigen Unternehmens erhalten wir erst an der Hand des vorliegenden Buches; wir glauben daher unseren Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir hier ausführlicher auf dasselbe eingehen, um sie zur Lektüre desselben anzuweisen.

Camerons Expedition wurde bekanntlich veranlaßt durch Livingstones letzte große Reise. Man wußte durch den unternehmenden Amerikaner Stanley, daß Livingstone ziemlich mittellos sich im Innern Afrikas befände, und um ihm Unterstützungen an Leuten, Lebensmitteln, Tauschwaaren zuzuführen, wurde Cameron abgesandt, welcher im Januar 1873 in Sansibar an der afrikanischen Ostküste eintraf. Hier rüstete er seine Karawane aus. Da Lastthiere in jenen Gegenden Afrikas nicht existiren, so mußten Träger angeworben werden, eine faule, unzuverlässige, diebische und zum Desertiren geneigte Bande von 240 Köpfen, die in Ordnung zu erhalten schwere Mühe verursachte. Neben ihnen hatte Cameron eine mit Flinten bewaffnete Leibgarde von 30 Mann und noch drei weiße Begleiter: einen Neffen Livingstones, Moffat mit Namen, den Arzt Dr. Dillon und den Marineleutnant Murphy. Wie Afrika die Reisenden verschlingt und nur wenige an ihr Ziel gelangen, kann gleich an dem Beispiele dieser Männer gezeigt werden. Moffat starb am Fieber, Dr. Dillon erschöpfte sich in der durch einen Fieberanfall erzeugten Malaria, Murphy kehrte um — und dies alles, ehe noch ein Viertel des Gesamtweges von der Ost- nach der Westküste zurückgelegt worden war.

Es sind nicht die verschrienen wilden Thiere, auch nicht die oft fannibalischen und räuberischen Schwarzen, welche dem Reisenden die größten Hindernisse in dem Weg legen, sondern vor allem das tödtliche Klima, das marverzehrende Fieber, das ihn wochen, monatelang darniederwirft und an den Rand des Grabes bringt, dem schon so mancher fühne Forscher und Missionar erlegen ist. Wie dies afrikanische Fieber wirkt, mag man aus folgendem Auszuge aus dem Tagebuche erkennen: „Wir haben eine zweite Dosis des bestialischen Fiebers gehabt. Am Morgen des dritten Tages unfres Anfalls sah ich, wie Murphy aufstand und auf das offene Ende des Zimmers losstürzte; er schwankte hin und her und bemühte sich, aus einem Haufen Munition herauszukommen, die aus den Körben ausgeschüttet war, konnte aber die Richtung nicht innebehalten. Er hatte augenscheinlich die fixe Idee, daß er einen Felsen erstiegen hätte, denn er ging immer langsamer, machte immer kleinere Schritte, bis er an einen Haufen leerer Patronen kam, auf den er sich dann langsam mit einem tiefen Seufzer auf Händen und Knien niederließ. Dieser Anblick kam mir so lächerlich vor — ein dicker starker Mann, der nicht im Stande war, aus einem Zimmer ohne vierte Wand herauszukommen — daß ich so laut lachte, als es mir in meinem kläglichen Zustande nur möglich war. Dies hatte zur Folge, daß er wieder zu Sinnen kam, sich aufrichtete und hinaustaumelte. Man muß das alles gesehen haben und dabei ebenso hilflos und hilflos gewesen sein, als das Opfer selbst. Ihr könnt

*) Quer durch Afrika. Von Verney Lovett Cameron. Autorisirte deutsche Ausgabe. In zwei Theilen. Mit 162 Abbildungen, 4 Facsimiletafeln und einer lithographirten Karte. Leipzig, F. A. Brockhaus 1877.

euch keine Vorstellung davon machen, wie man durch das Fieber heruntergebracht wird. Man fällt zuerst ein leichtes Kopfwohl und merkt, daß man sich niederlegen muß, ohne doch eigentlich krank zu sein. Am nächsten Morgen versucht man im Zimmer umher zu gehen, man findet bald, daß man seinen Körper dahin gehen lassen muß, wohin ihn die Füße zu tragen belieben und der ärmste hat deshalb auch manchmal eine höchst eigentümliche Bahn zurückzulegen. Trinken, Trinken, Trinken! Einerlei, ob kaltes Wasser, Milch oder Thee, ob aus einem Wassereimer oder aus einer Theekanne.“

Dazu nun die Plagen mit den diebischen Trägern, die nie vorwärts wollen, wo sie volle Töpfe finden oder sich fürchten in ein Gebiet vorzudringen, dessen Bewohner als Kannibalen verurtheilt sind. Den Werth der Zeit kennt der Afrikaner gleich allen uncivilisirten Völkern nicht; ihm ist ein Jahr so viel wie ein Tag und er begreift es absolut nicht, weshalb der Reisende schnell fort will. Wäre Cameron nicht ein Muster von Geduld und ein Enthusiast für seine große Aufgabe gewesen, nie hätte er sein Ziel erreicht; es gehören Menschen aus besonderem Holze geschmiedet dazu, diese Mühseligkeiten zu ertragen, und als wir die letzte Seite des zweiten Bandes gelese hatten, mußten wir unwillkürlich ausrufen: „Es ist ein Wunder, daß er lebendig durchgekommen ist!“

Bekannt ist den Lesern, daß Cameron noch im Beginn seiner Reise, im August 1873, in Unjanjembe mit den treuen Dienern Livingstones zusammentraf, die den Leichnam ihres dem Fieber erlegenen Herrn nach der Küste zurücktransportirten. Damit war der eigentliche Zweck von Camerons Reise hinfällig geworden und er hätte auch zurückkehren dürfen. Allein damit war dem thatenbuntesten Manne nicht genügt; mit Mitteln reich versehen, beschloß er allein weiter vorzudringen und das Werk des gefallenen Helden zu vollenden. Jetzt war er nicht mehr Livingstonejäger, jetzt war er auf eigenen Füßen stehen der Entdeckungsfreisender, der ausrief: „Vorwärts nach Westen hin, nach dem labyrinthischen Seen- und Flußgebiete Centralafrikas zu, dorthin, wo das Räthsel des oberen Congolantes seiner Lösung harret.“

Von 240 Trägern, mit denen er von der Ostküste auszog, waren ihm in Unjanjembe noch 100 übrig, die anderen waren davongelaufen. Er reorganisirte seine Karawane und brach am 2. November 1873 mit ihr nach dem Tanganjika auf, den er am 18. Februar 1874 erreichte. Er hatte ein volles Jahr gebraucht, um diesen nur 600 bis 700 englische Meilen von der Ostküste entfernten See zu erreichen, den näher zu erforschen nun seine Aufgabe war. In dem großen Hauptstapelplatz an seinem Stüber, in Udjidjidi, wo die Araber der Küste ihre Niederlagen an Waaren und Sklaven besaßen, richtete er sich zwei Segelkähne, „Beshy“ und „Bidle“ von ihm genannt, ein und mit diesen umfuhr er den größten Theil des ungenügend gekannten Sees, der jetzt in Folge der Untersuchungen Camerons eine feste Gestalt auf unserer Karten gewonnen hat. Er erscheint nun als ein langes schmales etwas gewundenes Wasserbecken, das sich von Nordwest nach Südost erstreckt, mit steilen, malerischen, walddbedeckten Ufern, hinter denen oft majestätische Berge aufragen. Wasserreiche Ströme, oft Katarakten bildend, fallen in ihn hinein, er ist reich an mannigfaltigen Fischen und an seinen Gestaden von arbeitssamen Menschen dicht bevölkert, die da ruhig und friedlich leben, wo die Pest der Sklavenjäger nicht zu ihnen vordrang. Ungefähr in der Mitte des westlichen Ufers fand Cameron, wie er glaubt, den Ausfluß des großen Sees, den Lukagaström, der wahrscheinlich die Gewässer des Tanganjika dem Congo zuführt.

Damit endet die erste Hälfte der Reise. Wir haben sie hier nur kurz behandelt, weil sie auf schon durchforschtes Gebiet fällt, in welchem Burton, Speke, Livingstone und Stanley thätig gewesen waren und der Einfluß der Araber und Europäer mehr und mehr steigt. Man kann letzteres aus einem von Cameron mitgetheilten Beispiele erkennen. Zu Burtons Zeit, nur

15 Jahre ein hoch
Vesther
schon die
sieht al
bleiben
in Zung
In
auf, sah
Meilen
am näc
zu niet
Congo i
Allein
mußte
liegende
vielen
einer
Städte,
weiche
Mitte
Palmbä
Schmelz
Schmied
schaffen
Mensche
die in
die an
bestimm
darii
alle we
jede W
widrig
welcher
darin:
schlecht
auch ni
komme.
B
Abhang
je in
Hauptst
der in
staunten
sich Vi
traulich
Morgen
sein G
dermaß
ganz a
aus, na
Gemah
geschmi
Schoß
D
auf der
folgen
wenden
das vo
Dieser
Buche,
zurück,
auf ei
und fo
sein H
aufsehe
staben
eine L
leichter
dem B
König
viele

15 Jahre vor Cameron, war in jenem Theile Afrikas eine Plünderung ein hochgeschätztes Erbthum für einen Häuptling und der glückliche Besizer weit und breit berühmt — jetzt konnte fast jedes Dorf schon die Hälfte seiner Männer mit Musketen besaßen. Man sieht also, wo uniere alten Stein- und Perlküsstionsgewebe bleiben und erkennen, wie allmählich der Einfluß Europas auch in Innerafrika sich ausbreitet.

Im Mai 1874 brach Cameron von Udschibisi wieder auf, fuhr über den Tanganjika und erreichte 180 englische Meilen westlich von demselben den großen Markort Nyangwé am mächtigen Analoablaße. Hier wollte er womöglich Räume zu mietben oder zu kaufen suchen, um den Fluß, welcher mit dem Congo im Zusammenhange steht, bis zum Meere hinauszufahren. Allein alle dahin gerichteten Bemühungen schlugen fehl und so mußte der Reisende sich denn auf die Erforschung des umliegenden Landes der Manjuema beschränken. Dieses Volk, in vielen Beziehungen verschieden von seinen Nachbarn und auf einer verhältnißmäßig hohen Stufe stehend, baut förmliche Städte, bei denen die Häuser in straßenförmigen Reihen stehen, welche von einem Blase im Centrum strahlenförmig auslaufen. Mitten auf den breiten Straßen stehen Versammlungshäuser, Palmbäume und Kornspeicher. Sie erzeugen Kupfer und schmelzen Eisen in höchst geschickt gebauten Öfen aus, sind gute Schmiede, treiben Handel und haben manche vortreffliche Eigenschaften — dabei sind sie aber unzweifelhaft die ekelhaftesten Menschenfresser. „Sie verzehren,“ schreibt Cameron, „nicht nur die in der Schlacht getödteten Feinde, sondern auch die Leute, die an einer Krankheit gestorben sind. Die zum Verpeisen bestimmten Leichname werden in den Fluß gelegt, so lange darin gelassen, bis sie fast zu faulen beginnen und dann ohne alle weitere Zubereitung verschlungen. Auch sonst fressen sie jede Art von Was, daher ihre Ausdünstung unbeschreiblich widerlich und ekelhaft ist. Man gab mir einen Gesang zum besten, welcher den Genuß des Menschenfleischess schilderte; es hieß darin: Mannsfleisch schmeckt gut, Weiberfleisch aber schmeckt schlecht und würde nur aus Noth gegessen, sei indessen immerhin auch nicht zu verachten, wenn man kein Mannsfleisch bekommen könne.“

Bei seinen Kreuzzügen in der Umgebung Nyangwés lernte auch Cameron „die schönsten Weiber, die er je in Afrika gesehen“ kennen. Es waren dies die Frauen eines Häuptlings mit Namen Ruffina, die den ersten weißen Mann, der in ihr Land gekommen war, natürlich voller Neugierde anstarrten. Sie sahen in dichtem Kreise um ihn herum, ließen sich Bilder von ihm zeigen und wurden in kurzer Zeit so zutraulich, daß sie die Enden der Beinkleider und Kermel seines Morgenanzugs umstülpten, um zu sehen, ob nicht am Ende nur sein Gesicht weis sei. Ja, ihre Neugierde steigerte sich zuletzt dermaßen, daß Cameron zu fürchten begann, sie möchten ihn ganz auskleiden, und um dem vorzubeugen, warf er einige Perlen aus, nach denen die schwarzen Damen nun haschten. Als ihr Herr Gemahl, Ruffina, uniere Reisenden besuchte, brachte er einen gezeichneten Stuhl mit, auf den er sich setzte, während er den Schoß einer seiner Frauen als Fußbank benutzte.

Da Cameron es absolut nicht erreichen konnte, seinen Weg auf dem Anolaba oder entlang diesem Flusse nach Westen verfolgen zu dürfen, so mußte er seine Schritte nach Südwesten wenden und gelangte hier im October 1874 in das Land Urua, das von dem barbarischen Könige Kasongo regiert wurde. Dieser Fürst, eine höchst niederträchtige Erscheinung in dem Bunde, hielt Cameron bis zum Juni des folgenden Jahres zurück, um ihn möglichst auszupressen. Er befand sich nun auf einem Boden, den noch nie ein Weißer betreten hatte, und konnte Beobachtungen in Hülle und Fülle machen. Aber sein Herz bebte vor all den Schrecknissen, die er hier mit ansehen mußte. Die Strafen, welche Kasongo verhängte, bestanden nur in Tod oder Verstümmelung. Die Nase, ein Finger, eine Lippe, ein halbes oder ein ganze Ohr wurden wegen eines leichten Fehltritts abgeschnitten, erstere Vergehen wurden mit dem Verluste der Hände, Zehen oder des Lebens geahndet. Kasongo maßte sich göttliche Macht und Ehren an und gab vor, viele Tage seine Speise zu sich zu nehmen, ohne daß er Hunger

empfinde; ja er behauptete, als Gott sei er erhaben über das Bedürfnis zu essen, und er esse, trinke und rauche nur, weil es ihm Vergnügen mache. Neben den Frauen seines Harems nahm er jede Frau für sich in Anspruch, die ihm auf Keien wohlgefiel. Wurde ihm ein Knabe geboren, so schenkte er der Mutter ein Affensell, in dem sie dann das Kind trug und damit besaß sie das Recht, Lebensmittel, Kleidung, alles, was sie zu ihrem Unterhalte brauchte, von jedem, der nicht aus königlichem Geblüte war, sich anzueignen.

Was für barbarische Zustände in diesem Lande Urua überhaupt herrschen, erkennt man aus der Schilderung eines Häuptlingsbegräbnisses. Man leitet einen Fluß ab, gräbt eine breite und tiefe Grube in sein Bett und bedeckt den Boden mit lebenden Frauen. Auf deren Rücken wird der mit seinen Schätzen beladene todte Häuptling gelegt und dann Erde darüber geschaufelt. Wenn dies geschehen ist, wird eine Anzahl männlicher Sklaven, manchmal vierzig oder fünfzig, geschlachtet und mit ihrem Blute das Grab besprengt; hierauf läßt man den Fluß wieder in sein Bett zurückfließen.

Cameron war hier wie eine Art Menageriethier gehalten, das sich zeigen und seine Künste produziren mußte. Alle schadhafte Flinten wurden ihm zur Reparatur gebracht; war jemand krank, so wollte er von ihm kurirt sein, ja selbst chirurgische Operationen mußte er vornehmen. Und nicht zufrieden damit, ihn zum Büchschmied und Chirurg zu machen, verlangte man auch, er solle Seife sieden, was er nach manchem vergeblichen Versuche auch zu Stande brachte.

Einen interessanten Ausflug durfte der Reisende von Kasongo aus nach dem Mobyrosee machen, in dem auf Pfahlbauten ein eigenthümliches Volk wohnen sollte. Und so war es auch in der That; er fand drei Pfahlböcker in demselben, die ganz so angelegt sind, wie wir uns die längst verschwundenen Pfahlbauten der Schweizerseen jetzt konstruiren. Die Bewohner haben mit ihren Hühnern und Ziegen keine andere Behausung als diese Hütten und verkehren mit ihren 25 Fuß langen Rähnen, die aus einem Baumstamme gehauen sind, mit dem Lande.

Die Zeit, während welcher Cameron von Kasongo zurückgehalten wurde, benutzte er zur Anfertigung einer Karte des Landes, er schoß Vögel, stickte seine Strümpfe und Kleider und hielt geduldig die Besuche der zahlreichen Frauen Kasongos aus. Unterdessen machte er die Bekanntschaft eines schwarzen portugiesischen Unterthanen namens Alvez aus Bibo, der in Kasongas Lande eine Sklavenkarawane auf die niederträchtigste Art zusammenbrachte. Diesem Menschen mußte sich Cameron, wollte er nach Westen gelangen, anschließen, wofür er eine ganz ungeheure Summe in Becheln auf Benguela geben mußte. Um Alvez hatte sich eine förmliche Räuberbande versammelt, unter der ein gewisser Coimbra, ein Mulatte, der Sohn des portugiesischen Majors Coimbra in Bibo und einer Schwarzen, der Hauptgänger war. Sein Aeußeres und seine Tracht entsprachen ganz seinem Charakter. Ein breitkrämpiger Hut, so schmutzig, durchschwitz und zerrissen, so zerknittert und abgeschabt, daß ihn ein Lumpensammler als zu schlecht hätte liegen lassen, krönte das Haupt dieser würdigen Persönlichkeit. Eben so schmutzig war sein Hemd, und sein um die Hüften gebundener Rock aus Grastruch hing bis auf den Boden herab. Das Haar war kurz und verworren, das fast bartlose Gesicht, so weit es nicht von Roth bedeckt, war von schmutziggelber Farbe. Selbst wenn er nicht immer halb betrunken gewesen wäre, hätte doch sein blutunterlaufenes Auge die Geschichte seiner Ausschweifungen erzählt. Mit einem Wort: seine ganze Erscheinung verrieth den wüsten, gewaltthätigen, erbarmungslosen Räuber.

Und in solcher Gesellschaft mußte Cameron seine Reise vollenden. Im Juni 1875 gestattete endlich Kasongo den Aufbruch nach Westen, und nun hatte bis zum November 1876 der Reisende fortwährend Gelegenheit, zu sehen, wie seine Marschgenossen Dörfer stürmten und niederbrannten, die Eingeborenen mordeten oder zu Sklaven machten und Schandthaten aller Art vollführten.

Ueberhaupt sind die schwärzesten Seiten in Camerons

Wert jene, wo er von dem „Schandfleck des neunzehnten Jahrhunderts“, von dem

Skavenhandel,

redet. „Ich bin fest überzeugt,“ sagt der muthige Reisende, „daß die Eröffnung geeigneter Verkehrsstraßen dem suchwürdigen Handel mit Menschenfleisch Abbruch thun und daß die Ausdehnung erlaubten und friedlichen Handels ihm schließlich ganz ein Ende machen wird; aber ich bin keineswegs eben so gewiß, daß es binnen kurzem gelingen werde, die Sklaverei als einheimische Institution aufhören zu machen. Die Einrichtung ist zu tief mit den Vorstellungen des Afrikaners verwachsen: wir werden das Werk höchstens in Angriff nehmen können, seine Vollenbung bleibt jedenfalls unseren Nachkommen überlassen.“

In dem von Cameron durchzogenen Theile Afrikas sind es namentlich portugiesische Unterthanen, welche den Skavenhandel betreiben, und es zeigt sich immer mehr, daß die Ausschuldigungen, welche schon Livingstone in dieser Beziehung gegen die Portugiesen schleuderte, nur allzu wahr sind. Ihre weiten Besitzungen an der Ost- wie an der Westküste Afrikas sind die Stützpunkte des Menschenhandels. Einer der Hauptsklaventlieferanten ist der Häuptling von Katanga, Mchiri mit Namen, der selbst in Innerafrika als „ein sehr böser Mann“ verschrien ist. Von Halbblut-Portugiesen geleitete Karawanen, die schon seit länger als zwanzig Jahren mit ihm in Verkehr stehen, führen seinen Reihern immer frische Rekruten und Gewehre zu. In Anbetracht ihrer geringen Bezahlung gestattet er seinen Getreuen, daß sie an den Razzias der Skavenhändlerkarawanen Theil nehmen; die erbeuteten Skaven werden dann je nach der Zahl seiner mit Flinten versehenen Leute, welche die Jagd mitgemacht haben, zwischen ihm und den Händlern getheilt. Sein Handel nach der Westküste nimmt von Jahr zu Jahr zu und die Folge davon ist, daß ganze weite Landstriche im Innern von Bewohnern entblößt werden. Nach Benguela, der portugiesischen Besitzung an der Westküste, kommen jedenfalls mehr Skaven, als dort verwendet werden können; „es muß also,“ sagt Cameron, „unbedingt eine Ausfuhr stattfinden, und ich bin fest überzeugt, daß trotz der unablässigen Wachsamkeit der Kommandeure unserer Kriegsschiffe und trotz der Dyer an Geld und Menschenleben, die England zur Unterdrückung dieses die Menschheit entehrenden Handels gebracht hat, noch immer viele Skaven, vielleicht nach Südamerika und Westindien, durchgeschmuggelt werden.“

Die Bilder, die vor Camerons Augen sich entwickelten, wenn er Skavenkarawanen begegnete oder gezwungen war, seine Reise gemeinschaftlich mit Skavenhändlern anzuführen, sind geradezu empörender Natur. So erzählt er: „Der Platz, den ich für mein Lager gewählt, lag hart am Wege, so daß ich die Skavenkarawane ihrer ganzen Länge nach vorbeiziehen sah. Ueber zwei Stunden währte die traurige Prozession. Weiber und Kinder, überbürdet, mit wund gelauenen Füßen, wurden von den barbarischen Herren unablässig vorwärts getrieben, und auch der endlich erreichte Lagerplatz war für diese Bejammerenswerthen kein Hafen der Ruhe; dort mußten sie Wasser holen, kochen, die Hütten bauen, Brennholz für ihre Eigenthümer sammeln, und sie hatten von Glück zu sagen, wenn ihnen vor Einbruch der Nacht so viel Zeit blieb, daß sie sich selbst ein nothdürftiges Schuttdach errichten konnten. Es ist enorm, welche Summe von Arbeitskraft durch das Zusammenkloppen der Skavenkolonnen verloren geht; wird z. B. ein Topf Wasser gebraucht, so müssen zwanzig Menschen sich zum Fluße begeben und eben so muß nach jedem Bund Grasshalme, der zum Decken einer Hütte dienen soll, die ganze Koppel geschickt werden. Auch unterwegs, wenn ein einziger aus einer Kolonne anzuhalten genöthigt ist, müssen alle diese Bewegungen mitmachen, und wenn einer fällt, werden fünf oder sechs in den Fall mitverwickelt.“

Weisse Portugiesen sind es noch immer, die ihr Blutgeld in diesem schänden Handel verdienen, und der erste Weiße, den nach jahrelanger Wanderung Cameron wieder traf, war ein solcher gegen die Leiden seiner Mitmenschen vollkommen fühlloser Mensch. Er hieß Joao Baptista Ferreira und hatte eine Ansiedlung tief im Innern. Mit der größten Gleichgültigkeit erzählte er Cameron, daß, als er den Häuptling Kajongo besucht habe, dieser ihm zu Ehren einer Anzahl Skaven die Hände und Ohren habe abschneiden lassen, und dieser Joao Baptista Ferreira war — königlich portugiesischer Bezirksrichter!

Die Behandlung, welche die Skaven in der Karawane des Alvez, mit welcher Cameron reiste, überhaupt erlitten, war eine ganz nichtswürdige, und dem Leser muß bei all den Schändlichkeiten, die berichtet werden, geradezu übel zu Muth werden. So heißt es einmal: „Die Bejammerenswerthen waren übermüdet, halb verhungert und bedeckt mit eitrenden Wundmalen, die theils von der Reibung ihrer Traglasten, theils von den empfangenen Peitschenhieben herrührten; auch schnitten häufig die Stricke, mit denen sie zusammengefloppelt waren, in ihr Fleisch. Einmal sah ich unter ihnen eine Frau, die noch ihr todtbes Kind weiter trug, das in ihren Armen Hungers gestorben war.“

Auch die letzte Hälfte der Cameronschen Reise von Kasongos Residenz bis an die Küste ist reich an Erlebnissen, Entdeckungen und interessanten Beobachtungen. So armfelig die Tracht der Schwarzen oft ist und manchmal an paradiesische Bekleidung erinnert, herrscht doch bei ihnen die Mode mit ihrer Tyrannei. Da sie in den Kleidern sich nicht entsalten kann, beschränkt sie sich auf den Haarpuz. Faltsches Haar, allerlei Kafern werden dem kurzen echten Haare hinzugefügt, das Ganze mit Del und Thon eingestrichelt und dann ein gewaltiger Thurnbau aufgeführt. Allerlei Maske werden aufgeführt, und hierin sind die Neger so erfindertüchtig wie unsere Karnevalshelden. Cameron macht uns mit den „Scheintuseln“ bekannt, die das Amt haben, die in den Wäldern hausenden echten Teufel zu verschleiern, und ganz eigentümlich mit Masken ausgestattet sind. Die Waldteufel der Schwarzen sind nämlich sehr eifersüchtig aufeinander, und wenn sie einen feindseligen Dämon in ihrem Gebiete treffen, ärgern sie sich so, daß sie fortziehen und sich einen anderen Bezirk ansuchen. So erschaut man denn die Scheintuseln, vor denen der echte Satan ausreißt; jene aber, gewöhnlich Fetischpriester, werden für ihre Maskerade gut bezahlt.

Als Cameron den Duangosfluß überschritten hatte und wieder im Bereiche der portugiesischen Herrschaft angelangt war, fühlte er eine Centnerlast vom Herzen genommen. Er hatte jetzt beinahe den Kontinent Afrikas seiner Breite nach durchzogen und ein paar Jahre lang fast täglich dem Tode ins Auge geschaut. Zum Unglück überfiel ihn schließlich noch der Storbub und er erreichte die Küstenstadt Benguela im November 1876 gerade noch zur rechten Zeit, um durch ärztliche Hilfe gerettet werden zu können.

Camerons Reise, eine der wichtigsten und interessantesten, welche in diesem Jahrhundert auf afrikanischem Boden ausgeführt wurden, hat eine ganz neue Region des schwarzen Erdtheils für uns eröffnet; er hat in vieler Beziehung uns mit dem verwirrten Flußsystem Innerafrikas näher bekannt gemacht und zahlreiche Ortsbestimmungen wie Höhenmessungen ausgeführt. Daß die Afrikaforschung durch seine kühne Reise in neuen Fluß kam und auf Anregung des Königs der Belgier hin eine internationale Gesellschaft zur Erforschung und Civilisirung Afrikas sich bildete, ist in nicht geringem Maße dem ausdauernden, muthigen und umsichtigen britischen Marineleutnant, dem jetzigen Commander Cameron zu verdanken.

H. A.

Das vierhundertjährige Univeritätsjubiläum in Upsala.

Von Rudolf Hägel.

In die Heimat Gustav Adolfs, Tegners und Linnés geht diesesmal der Weg. Doch keine Nordpol- oder Mitternachtssonnenfahrt! Unser nördlichstes Ziel ist Upsala, Schwedens alte

Krönungsstadt. Es gilt nicht etwa, an Ort und Stelle festzustellen, daß es wirklich Up-ja-lä heißt und nicht Upsälz, wie der alte Geographielehrer zu scandiren pflegte. Auch handelt

Kadbrant verheiratet.
Gel. v. 11. VI. 70.

Illustrationen aus Camerons Werk über Afrika.



Centralafrikanischer Haarpus.



Scheintanz.



König Assana und Frau.



Coimbra, der Sklavenjäger.



Pfahlbau im Morhna-See.



Zusammengeschleppte Sklavenkarawane.

es sich nicht in erster Linie um eine Besichtigung des codex argenteus, dieser ältesten Handschrift der gothischen Bibel-
 überetzung von Bischof Ulfilas, die hier nach mancherlei Wander-
 schaft durch Böhmen und Holland zwischen schmuckreichen Silber-
 bedeckeln anruht. Eine Universitätsfeier ist vor der Thür. Und
 da die Feser des Dabeim fest entschlossen sind, jede Einseitigkeit
 zu meiden, so schließen sie sich gern nach dem Tübinger Zug
 einer Universitätsfeier im hohen Norden an, um dort wie hier
 eine Hochschule im Schmud eines vierhundertjährigen Gedenk-
 tages zu sehen.

Noch war meine Seele voll von den heiligen Gestalten
 Thoroaldens in der Kopenhagener Frauenkirche, voll von dem
 geheimnißvollen Rauschen der hochgehenden See am Sand,
 wo die „Kronborg“ im Nebelmantel hamletischer Geistes-
 scenen vorübergeschwebte, voll von den Donnern des Trollhätta-
 falles, denen einst unser Gustav Schwab sein Lied zur Ant-
 wort gab — Stockholm in seinem Doppelkranz historischer
 Erinnerungen und blühender Naturbilder war vor mir aufge-
 stiegen und wieder versunken — da — es war in der Frühe
 des 5. September — erschollen Choräle von den Dombäumen
 Uplalas, die alten Melodien: „Wachet auf, ruft uns die
 Stimme!“ „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren!“
 „Ein feste Burg ist unser Gott!“ Sie weckten die Festgäste und
 sie weckten die Bischofs-, Helden- und Gelehrtenreihen aus vier
 Jahrhunderten, die Räte all der Männer, die von Sten Sture
 und Gustav Wasa an sich um diese Alma Mater verdient ge-
 macht. Luthers Lied — es durfte nicht fehlen. Ist doch Up-
 sala für Schweden gewesen, was Wittenberg für Deutschland
 war, eine Burg der Reformation, und waren doch Schwedens her-
 vorragende Reformatoren, die Brüder Olaf und Laurentius Petri
 (Petrion), Luthers und Melanchthons Schüler und Tischgenossen.
 Wie, mein deutsches Vaterland — so mußte ich beim Anhören
 unierer Choräle in der Fremde fragen — das Ausland singt
 deine Himmelslieder und du wolltest sie verlernen?

Um neun Uhr sammelt sich der Festzug in der Carolina,
 dem Bibliotheksgebäude. Wer zählt die Völker, nennt die Na-
 men? Dort glänzen Defanatmäntel vor deutschen Universi-
 täten, vor allem darf Greifswald, einst Schwedens Pflanz-
 kind, nicht fehlen, daneben rote Talare von Cambridge, dann
 grüngelbte Uniformen aus Paris, dazwischen schwedische Bi-
 schöfe mit goldenem Kreuz, das des Erzbischofs ist durch Jaden
 und Strahlen ausgezeichnet. Der Zug setzt sich in Bewegung.
 Bürger und Landvolk bilden Spalier. Die Sonne, seit 1869,
 wie man ausgerechnet hatte, dem 5. September regelmäßig un-
 günstig, scheint freundlich auf Schloß und Dom und Fahnen,
 auf die weismütige Studentenchar (die norwegischen Studenten
 tragen schwarze Mützen mit langen Troddeln, die „poetischen
 Schwung“ andeuten sollen, wie mir ein Student aus Christiania
 interpretierte), auf Einheimische und Ausländer, auf all die
 Orden, Bänder und Kreuze. Man macht einen festlichen An-
 weg. Wir haben Zeit, unsere Nachbarreihen zu mustern. Der
 Vordermann mit dem freundlichen Gelehrtengeßicht, an Alexander
 von Humboldt erinnernd, ist der russische Astronom Struwe, er
 erzählt eben, daß seit Jahrhunderten kein Planet der Erde so
 nahe gekommen als am heutigen Tage der Mars — des Gegen-
 sates wegen ein guter Stoff für unser friedliches Fest.
 Zur Rechten der Mann mit klarer Stirn und Stimme, Norden-
 stoff, er hat die Nordpolerpedition zweimal geleitet; zur Linken
 ein interessantes Brüderpaar aus Kopenhagen, Scharling, der
 eine Nationalökonom, der andere Theolog und Novellist, in letz-
 terer Eigenschaft auch in Deutschland wohlbekannt. Dicht hinter
 mir fremdländische Laute, das ist weder holländisch noch eng-
 lisch, weder dänisch noch schwedisch, von allem etwas, man er-
 klärt mir, es seien Abgeandte von Island. Und der kleine
 Mann dort mit dem breiten Gesicht, den zerstreut stehenden
 Augen? Es ist Ripen, der norwegische Dichter; die Feser und
 Leserrinnen des Dabeim haben wohl seinen „Brand“ zur Hand
 genommen. Björnson fehlt. Zwischen ihm und Ripen stellt man
 oft Vergleichen an. „Warum immer vergleichen?“ sagte Goethe
 einst von sich und Schiller, die Nation sollte froh sein, zwei
 solche Kerle zu besitzen!

Doch — nun ist es Zeit zu Schweigen, die Portale der

schönen weiten gothischen Kirche, wo der heilige Erif ruht,
 öffnen sich, leise Eigenmusik empfängt uns, dann erbraust die
 Orgel, der König tritt mit dem Kronprinzen ein, ein Chor
 weicht mit seinem Hallelujah die Stunde, der Erzbischof, starkes
 wohltonenden Organs, beginnt seine schwedische Rede: „Nicht
 uns, nicht uns, Herr, sondern Deinem Namen gib Ehre!“
 Die lateinische Ansprache des Rectors folgt. Die Deputationen
 treten vor. Was sie sagen, ist gewiß vortrefflich. Aber auch
 nur bis zur Mitte der Kirche reicht ihre Stimme nicht.

Der Mittag einigt einen Theil der Festgäste im Saale
 des Botanischen Gartens. Ich notire nur zwei Festgrüße. Den
 des Königs Oskar II, sein schönes Organ und die vokaltreiche
 schwedische Sprache lieben einander; sein bilderreiches Wort*) zeigt
 den Dichter, seine Mahnung, „was du ererbt von deinen Vätern
 hast, erwirb es, um es zu besitzen“ den ernstesten Charakter. Jetzt
 der lateinische Toast eines Mannes, der als gewesener dänischer
 Minister nicht gar so vielen in Deutschland, desto mehreren
 aber von Quarta aufwärts, als Grammatiker bekannt sein dürfte.
 Madvig! Er beschwert sich humoristisch, daß die „Fremden“
 ihn zum Sprecher gemacht, neque mihi videor esse peregrinum
 neque alienigena, d. h. er sei kein Ausländer — eine klab-
 navistische Wendung, der eine Anekdote an den König sowie ein
 Lob auf die glänzenden Namen der Universität und auf die
 allerdings überaus liebenswürdige Gastfreundschaft Schwedens
 folgt.

Der folgende Tag, der der Promotion, führt den Festzug
 abermals zu den Hallen der Domskirche. Das ist zunächst an
 diesen Promotionen eigenthümlich, daß die Familien der neuen
 Doktoren, Frauen und Töchter, in nächster Nähe der Feierlich-
 keit zuziehen und ihr Theil Ehre daran fröhlich verzehren können.
 Jene eigenthümlichen Cylinder mit den seidnen Falten sind
 Doktorhüte der Theologie, besser sieht den neu zu creirenden
 Doktoren der Philosophie der Tassokranz auf freier Stirn,
 ebenso festlich sieht an der Brust der älteren philosophischen und
 juristischen Doktoren — auch die Ausländer werden damit
 rito geschmückt — der kleinere Bräutigamskranz von Lorbeer
 aus. Selbst der König erscheint heute als Doktor juris mit
 dem grünen Reis, noch als Prinz ist er von Lind, der schwe-
 dischen Schwesteruniversität Uplalas, dazu creirt worden. In
 der Kirche erschallt ein Chor, seinen Inhalt bilden Scenen bei
 Exodus unter Bezugnahme auf die einzelnen Fakultäten. Als der
 Erzbischof nach seiner lateinischen Rede über die Stellung der
 Theologie zu den übrigen Wissenschaften den Doktorhut sich aufsetzt
 zum Zeichen, daß die Promotion beginne, wird eine Kanone
 gelöst, und so oft einer der theologischen Doktoren seinen Hut
 empfängt und vor dem König abnimmt, ertönt draußen ein
 neuer Kanonenschuß. So bei den folgenden Fakultäten. Zu
 bemerken ist nur und nach unierem deutschen Verhältnissen schwer
 verständlich, daß es der König ist, der die Doktoren der Theo-
 logie — freilich nach einer Begutachtung des Erzbischofs —
 ernennet, während die anderen Fakultäten ihre Würden wie bei
 uns selbst anstehen.

Abends geht's zum botanischen Garten ins „Volksfest“
 Lange Reihen von Tischen, aufgestellt mit Punsch und Wein
 zum beliebigen Zugreifen**), dazwischen die wogende Festchar
 aus der sich der Studentenadelzug löst und zum Schloß empore-
 bewegt, zwischendurch plötzlich die ergreifende Stimme eines
 einzelnen Sängers mit dem Lieblingsliede Schwedens: „
 gamla, du friska, du fjellhöja nord“, dann plötzlich der König
 von Studenten auf dem sog. Königsthule hoch durch die theil-
 nahmvoll zuziehende Menge getragen, die höchste Ehrenbezeu-
 gung, welche die akademische Jugend erweisen kann — das
 sind roth wechselnde Erinnerungen, fremdartige Eindrücke, blei-
 bende Erinnerungen. Freilich fehlen auch die Landplagen aller
 nordischen und südlichen Länder, zu viel Neben, nicht. Poo-
 tur intra muros et extra (drinnen und draußen sündigt man)
 sagte leise der feinsinnige Kanzler Hamiltten, als der Schloß

*) Seine Gedichte sind durch Jonas ins Deutsche übertragen.

**) Ob es wahr ist, daß der Däne sein Glas halb, der Norweger
 es ganz austrinke, der Schwede ein zweites fordere, ist schwer festzu-
 stellen. Diese Statistik rührt von einem Dänen her.

einer H
 halle fi
 worden
 einer F
 halten
 sah die
 den, F
 stilleren
 man zu
 stellt.
 nicht et
 so ichn
 die Kir
 sam zu
 pflanzt
 N
 Nation
 Deutsch
 taten
 Länder
 einle
 ist Pli
 Heimat
 aus de
 Zu ein
 gleichw
 dem rec
 genossen
 heit“ d
 Studien
 dighen
 nicht un
 fische V
 Nation
 jung;
 Erst
 nicht fa
 blutige
 fremd;
 gericht;
 nicht n
 von Up
 Stamm
 konnten
 das für
 Adoffs
 flamm
 mert.
 Festle
 haft fu
 ein Gl
 Christi
 Uns fü
 Adoff
 Verein
 G
 denten
 nalen
 legte
 greifen
 erhoben
 Waldau
 schlägt
 Erzstuf

Die
 Bore
 taten

Erk ruht,
braust die
ein Chor
os, starke
e: „Nicht
b Ehre!“
putationen
Aber auch
nicht.

in Saale
röße. Den
wofalreiche
ort*) sein
den Vätern
ter. Jetzt
dänischer
mehreren
ein dürftig:
Fremder“
perogrimm
eine Stande
sowie ein
d auf die
Schwedens

den Festzug
unächst an
der neuen
Feierlich-
en können
halten sind
erreichend
ier Stru-
hüchen und
den damit
en Lorbeer
jaris mit
der schwe-
orden. In
Scenen des
n. Als der
stellung der
sich aufsteig
ne Kantem
seinen Hun-
rauchen zu
fäten. In
sien schwer
der Theo-
bischofs
den wie be-

„Vollstetig“
und Wein
e Festlich-
loß empore
nime eines
dens: „In
der Königs-
h die theil
Ehrenbezei-
in — der
drücke, blei-
lagen alle
icht. Poem
idigt man
der Schall

vertragen.
er Norwegi-
schwer festzu-

einer Rede im Freien mit dem einer Ansprache in der Festhalle sich begegneten. Immer sei hier nicht so viel geredet worden, meinte ein Festbesucher, wie vor etlichen Jahren bei einer Feier in Kopenhagen, wo ein Einziger neun Reden gehalten habe, drei am, drei auf, drei unter dem Tische. Lächelnd sah die Statue Linus „des Blumenkönigs“ auf all das Treiben, Bögen, Singen und Reden herab. Er lobte sich seine stilleren Freunde, die Blumen. Im Dom, wo er ruht, hatte man zum Feste auf sein Grab einen großen Blumenstrauß gestellt. Sinniger konnte man den großen Sohn des Nordens nicht ehren, noch grünen, der in einem Lande, wo der Sommer so schnell flieht und die Blume ein so gefährdetes Dasein führt, die Kinder der Sonne und des Thaues so geliebt und gleichsam zu ihrer Sicherung in das Reich der Wissenschaft verpflanzt und eingegliedert hat.

Nun noch, obwohl Mitternacht nahe, zu einer der 13 „Nationen“, d. h. der Landsmannschaften, die anders als in Deutschland, wo Cimbern, Teutonen, Cherusker und andere Phantasiennamen und Farbenvorlieben die Studenten beliebig aus allen Ländern und Provinzen sammeln, hier wirklich die Söhne der einzelnen Landschaft vereinen. Der Eintritt in diese Verbindungen ist Pflicht, in ihren Vereinshäusern finden die „Nationen“ ihre Heimat wieder. Aus den Professoren erhalten sie ihren Inspektor, aus der eigenen Mitte wählen sie ihre Führer, die Kuratoren. In einem Partikularismus und „Gautönligesicht“ kommt es gleichwohl bei diesen provinziellen Gliederungen nicht, da außerdem technische und wissenschaftliche Vereinigungspunkte für Fachgenossen vorhanden und auch ein Silbenhaus die „Allgemeinheit“ der Studenten oft genug einlädt und ein „Ausgangs“ die Studentenschaft als solche vertritt. — Der Vortheil jenes schwedischen Landsmannschaftswesens ist genaue gegenseitige Kenntnis und ein treues Festhalten an einander, das in das politische Leben reicht und auch den Minister befehlswise zu seiner „Nation“ zurückführt. Die Alten halten sich an den Jungen fest; die Jugend bereichert sich ohne Allfugheit mit dem Ernst der Alten. Eine Eifersucht zwischen diesen geborenen, nicht künstlich gemachten Landsmannschaften besteht nicht; das blutige Vorurtheil des Duells ist dem schwedischen Studenten fremd; was der Ausgleichung bedarf, unterliegt einem Schiedsgericht; auf Ehre, Manneswerth und Jugendmuth hält er darum nicht weniger, wie jeder begehren muß, der die schönen Tage von Upsala miterlebt hat. Als Deutsche, als Protestanten auf Stammes- und Glaubensverwandtschaft begehrend angetroffen, konnten wir nicht umhin, bei einem Besuch der Nation Smaland, das für Deutsche und Schweden gleich theure Andenten Gustav Adolfs zu feiern, durch dessen Kriegszug wie durch des Nordlichts flammende Strahlen die Glaubenssterne mitten durch geschimmert. Es berührte uns wunderbar, wenn in Upsala in das Festleben einer gerade von Gustav Adolf testamentarisch wahrhaftig fürstlich ausgestattet Universität regelmäßig spät abends ein Glöckchen klagend rief, das die katholisch gewordene Königin Christine mit der Bitte geistfiet, dann für ihre Seele zu beten. Uns fiel Joh. Peter Langes geistreiches Wort ein; Gustav Adolf habe sein an Rom verlorenes Kind im Gustav Adolf-Verein wiedergefunden!

Ein großes Bildungs- und Vereinigungsmittel der Studentenschaft Upsalas ist der Gesang. Im großen internationalen Wettlingen 1867 zu Paris gewannen sie den Preis. Der letzte Feiertag brachte uns ein Konzert, wie es auch den ergriffen und hinreißend muß, der sonntäglich durch den Domchor erhoben und verwöhnt wird. Das rauscht und rieselt wie klare Waldquellen, das braust und wogt wie Brandung der See, das schlägt im Takt zusammen wie Schwert und Schild, als wären Erzfusen in diesen Jünglingsstimmen. Liegt's an der nord-

ischen Luft — genug, was wir hören, berührt uns markig, ohne edig zu sein, stark ohne Geschrei! Wer den Stabreim in seiner unseren germanischen Sprachen „immanenten“ Herrlichkeit erkennen und genießen will, der höre den Chor, wie er einem Königsgrab Tegners Worte zusagt: „Hehr in dem Hügel sitzt nun der Herrscher, Schwert an der Seite, Schild auf dem Arm!“ Als wenn wirklich der prometheische Kiese mit seiner grimmtigen Freude, daß das Böse „unlöschbar“ sei wie das Gute, plötzlich aus der sonnenschönen Tiefe erschiene, so lang der einstimmige Basschor: „Meine Lust ist: fahren auf Mitternachtsfürmen, zertreten die Saaten, zerbrehen die Kiele!“ Die Krone schien mir die Ballade: „Olav Trygvason“. Ein Seeheld wird vergebens von seiner Flotte zur Schlacht erwartet. „Wo bleibt Ormen lange? (Name des Hauptkämpfers.) Kommt nicht Olav Trygvason?“ So fragt die Ungeduld. Plötzlich taucht aus dem Meeressrunde die Antwort: „Genommen ist Ormen lange, gefallen ist Olav Trygvason!“ Und noch jetzt in mondhellten Nächten folgt das Seufzen norwegischen Schiffen nach:

„Gefallen ist Olav Trygvason!“ Gesang läßt sich nicht beschreiben, am wenigsten das stürmische Wehe, die langgezogene Klage, das Aufwallen der See dieser phantastisch-elegischen Komposition.

Hier hörte ich den alten Norden, am andern Tage sah ich ihn in der Gestalt der von der Sage nach Thor, Odin und Freyr benannten drei Königshügel vor Alt-Upsala (gamla Upsala). Dort neben dem uralten Kirchein, über das die Regenwolken zogen wie unheimliche Erinnerungen an den blutigen Odinstempel, auf dessen Fundamente angeblich das christliche Gotteshaus gebaut ist. Alt-Upsala, bis 1270 Sitz der Erzbischöfe, in heidnischer Zeit sogar Residenz der schwedischen Könige, ist nun zu einem Dorf zusammengeschmolzen. Ein Theil der Gäste war nach den Bergwerken von Dannomora gefahren, wo die wunderbaren Echos in die Tiefe eilen wie umgekehrt die bekannten melodischen Widerhalle des Baptisterium zu Pisa in die Höhe. Wir tranken in Gamla-Upsala auf einem Thingshügel aus einem Horne Meth und während wir um die rothbeerigen Ebereschenbäume die Eistern flattern sahen, trat auf diesem nördlichen Punkte unwillkürlich, wie sich nun einmal Gegenätze suchen, aus dem tiefen Süden ein anderes Tempelbild als das des nordischen Odin vor die Seele, der sonnenumglänzte Tempel Neptuns von Pästum, wie wir ihn vor nicht langer Zeit geschaut, — dort wie hier uralte Altäre suchender Seelen!

Nicht der Vollständigkeit wegen nur, sondern in aufrichtiger Dankbarkeit sei des Festabschlusses auf Drottningholm am Mälarsee gedacht, wohin die Gastfreundschaft des Königs uns entbot. Herrlich die abendliche Fahrt durch die beleuchteten Meer, das Schloß in bengalischem Lichte, die fürstliche Leutseligkeit, der erneute Austausch all der geschlossenen Bekanntschaften, auf den Dampfschiffen, die neben einander glitten, noch einmal der Upsalischer Gesang, dann bei der Heimkehr die elektrische Sonne, die Stockholms Plätze und Prachtgebäude taghell beleuchtete — herrlich das alles! Und wie scharf auch der Kontrast schien, erst des Königs Gast gewesen zu sein, um danach in Stockholm, wo alle Hotels besetzt waren, auf einem Sopha die Nacht zubringen zu müssen, — auch diese Art studentischer Herberge gehörte zum Nachklang einer Universitätsfeier. —

Die Nadel zeigt nach Norden! Far vel, du Bruderskamm zwischen deinen Birken, Felsen und Seen! far vel und grüne in ein fünftes Jahrhundert hinüber, du alte, ehrwürdige Universität am Fyrisstrom, ungefährdet von all den Stockholmer Verlegungsplänen, du edles, gastliches Upsala!

Am Familientische.

Vom Düsseldorf'ser Malkaheneste.

(S. den Bildern auf S. 36 u. 37.)

I.

Die Leser des Daheim sind durch zwei Beilagen bereits mit den Vorbereitungen und der allgemeinen Ausführung des Düsseldorf'ser Malkahenestes bekannt gemacht worden. Es liegt uns jetzt ob, sie näher

mit einigen Einzelheiten des wunderbaren Festes vertraut zu machen, das in der That einzig und unübertroffen in seiner Art dasteht. Einzig schon deshalb, weil es nicht wiederholt wurde. Die Vorfstellung, die mit allem Aufwande geschaffen wurde, welche eine Schar begeisterter Künstler fähig ist, wurde nur das eine Mal vor dem Kaiser, dem zu Ehren sie stattfand, aufgeführt und lebt jetzt nur noch in der Erinnerung.

zung und in den Bildern, von denen wir einige unserer Lesern darbieten. Diejenigen aber, welche die historischen Jüge schufen, welche dem Kaiser die Geschichte Rheinlands in gedrängten Bildern vorführten, sind unsern Lesern alte liebgewordene Bekannte, die manchmal mit ihrem Griffel unser Blatt durch anmuthige Kompositionen zierten. Da ist Philipp Gotz-Johann, welcher den Zug der Kaufleute und Kaufbrüder aus Kaiser Rudolfs Tagen schuf, Wilhelm Simmer, dem das Necocolid zu danken, welches die Hofjagd Jan Wilkems von der Pfalz darstellte; Emil Hünten, der madere Schlachtenmaler, der 1870 für das Daheim im Felde war und jetzt den Uebergang Bänders über den Rhein bei Gaub gezeichnet hat; da sind Meister Kautler und Ernst Bösch, die beide öfter für unser Blatt den Stift gefäher und die den letzten freundlichen Bilderzug, das Wingerfest aus der Gegenwart, komponirt hatten.

In den beiden Zeichnungen, die heute unser Blatt schmücken, erhalten wir folgenden Bericht:

Das Festspiel war zu Ende und der Kaiser hoch erfreut über den schönen Ausgang desselben. Aber eine fast noch gelungener Ueberraschung hatte seiner, als er die Wanderung durch den Park des Malkastens untrat. In einem Zauberwalde, so dussig und frisch, umwoben von zarten Farrentönen und Märchengestalten, wie sie nur im Reiche der Phantasia leben, war der Garten umgeschaffen. Die riesige Lindenallee, die hinter der Bühne in den Park führt, war in einen natürlichen Dom verwandelt worden. Sie erstrahlte wie das Schiff eines gothischen Meeresdoms, und um den Einbruch vollständig zu machen, waren zu beiden Seiten Transparentenbilder angebracht, welche, von außen erleuchtet, bunten Kirchenfenstern glichen. Die Gestalten der deutschen Sage, wie der Schwannritter, die Drachensjungfrau vom Siebenbürgen, Roland, der Held vom Thale Ronceval, Loretan, Genoveva und der hölzerne Siegfried sind es, welche dem Kaiser aus diesen Transparenten entgegentraten. Aber noch hatte die Ueberraschung nicht ihr Ende. Als der staltliche Zug des Kaisers und der Kaiserin mit ihrem glänzenden Gefolge an das Ende des Baumganges gelangen, da leuchtete ihnen der Zauberweiser entgegen, in solcher Pracht der rothen, blauen und grünen elektrischen Lichteffekte, daß wirklich die Feenköpfe der Märchen auf die Erde verjetzt erschienen. In der klaren Wasserfläche spiegeln sich die Blumenadeln vom Meer; auf dem Gewässer selbst schwimmen möglich erleuchtete Votosblumen, das Laub der umgebenden schönen Baumriesen erstrahlt im farbigen bengalischen Farbenlichte, und jedes Blattchen bis in die Kronen der Bäume hinein wird sichtbar. Aus der Mitte des Weihers aber erhebt sich eine aus Felsen angehäufte Zaubergrötte, auf der firengleich die Nixen des Rheines in weißen salzigen Gewändern, malerisch gruppiert, herrlichen Gesang ertönen lassen. Es sind die Damen Keller aus Köln, Elsa Sohn und Schauspiel aus Düsseldorf, die so den Kaiser beglücken. Ihr Weckruf entfaltete aber eine neue Wunderwelt. Hinter jedem Baumstamm beginnt es sich zu regen, rothe Kobolde, schwarze Onomnen werden sichtbar und in den Baumgruppen schweben die zarten Gestalten der Esen und führen ihren Reigen. Da leuchtet auch die Felsengrötte im Weither von innen heraus und ihre Silberfurchen durch das Wasser ziehend, erscheint die strahlende Mädelgondel gezogen von zwei Schwänen, in ihr, schwärzlich umschlungen, zwei reizende Nymphen, die dem Kaiser ihre Huldigungen darbringen.

Das Festspiel am Weither ist zu Ende. Da ertönt Fanfarengetöse; Julius Tauschs Festmarsch erklingt in dem Garten und der ganze Zug der Gestalten aus dem Festspiele, unterleitet von hundert Fackeln, schreitet in seiner Gefamtheit noch einmal vor dem Kaiser vorüber. Die Musiker in Landsknechtstracht; Germania, Alio, die Sage, der Genius der Kunst, die Muien aus dem Wortspiel; die Germanen in ihren rauhen Fellen: Männer, Weiber, Kinder, Aeminius und Thunelba, gefangene Römer; die Nonnritter, die Juden des Kaufmannszuges, Kaiser Rudolfs Keißige hoch zu Noth, der Kaiser selbst und seine junge Gemahlin, die Herzogin von Burgund in seidenbedachter Säufte, ihr zur Seite der Troubadour; es kam Jan Wilkems von der Pfalz mit den Falkenieren, der Meute, dem erlegten Sechszehnder; die französischen Nachzügler aus den Straßen von Gaub, die Bewohner des kleinen Städtchens; die schlesische Landwehr, die Husaren vom Leibergiment, Marschall Vorwärts und sein Stab; es kamen endlich der eläker Hochzeitszug, die fahnen-schwingenden Schulfinder vom

Schanefeste und die fröhlichen rheinischen Winger und Wingerinnen fürwahr ein gutes Stück deutscher, rheinischer Geschichte, das in wenigen Minuten an dem kaiserlichen Thron vorüberzog.

Das Licht der letzten Fackeln erlosch hinter den Bäumen, der Kaiser trat den Rückweg zum Saale an, das Fest war vorüber. Als gelangt im Malkasten, sprach der Kaiser in seiner herzigewinnenden Weise allen seinen Dank aus, vor allem dem Dichter und Erfinder des Ganges, dem vortrefflichen Maler C. Hoff. Und nun war es ein überraschender Anblick, wie die Herren in moderner Kriegertracht sich zwischen Landsknechten und Necocolofämen bewegten, wie des Kaisers greife Heldengestalt in ritterlicher Weise mit den Damen in klassischer Gewandung verkehrte.

Die letzten Worte aber, welche der Kaiser an dieser Stelle zu den anwesenden Künstlern sprach, sie verdienen in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Zu viel der Kunst, so ungefähr lauteten seine bescheidenen Worte, sei um seiner Person willen angewendet worden; und als die Bewegung der ihm umstehenden Komiteemitglieder ihm ihre entgegen-gesetzte Meinung kundgeben wollte, da fuhr der Kaiser fort: „es sei ja wahr, daß er durch Gott auf einen hohen Posten gestellt worden, und daß ihm durch Gottes Gnade verliehen worden, mit seinen schwachen Kräften Großes zu vollbringen, denn der den zum Bundesgenossen hat, dem muß wohl alles wohl gelingen.“

In einer der nächsten Nummern wird das Daheim zwei weitere Bilder vom Malkastensfeste, Scenen aus den Festtagen, bringen.

Das Zupfen bei den Bassuthos.

Als ich die Bassuthos kennen lernte,“ schreibt uns Herr Chr. Steh aus Sidakafra, „fiel es mir auf, daß fast alle an der unteren Stirn zwischen den Augen und gerade über der Nase eine Vertiefung hatten, die aussah, als ob sie von einer Fodennarbe herrührte. Auf meine Erundigungen erfuhr ich denn, daß diese Stämme in der That das Zupfen kennen und ausüben. Es heißt bei ihnen: „cho labela selo-bonyane,“ d. h. das Einschneiden für eine Fode. Sobald ruckhaft wird, daß irgend jemand in einem Kaffendort an dem Disobomane (so heißt der Bural) erkrankt sei, so wird diese Thatfache durch die Boten im ganzen Lande und über dasselbe hinaus bekannt gemacht. Zunächst erscheint nun zur Besichtigung des Kranken der Häuptling (Schulze) des Kraals in Begleitung eines Zauberdoctors. Sind diese selbst erkrankt, so wird an ihrer Statt ein anderer Mann hingeschickt. Die Abgesandten sammeln nun die Nymphen von dem Blat-erkrankten und thun sie in eine kleine Kalabasse von der Größe einer Nuss oder eines Pfirsichs, die sekeshapane heißt. Nachdem werden sämmtliche noch nicht geimpfte Dorfbewohner ohne alle Rücksicht auf ihr Alter auf der Lapa, dem Dorfplatz, versammelt und an der Stirn sowie auf der linken Schulter geimpft. Es geschieht das in der Regel mit einem Messer, dem lechare, mitunter aber auch noch mit einem spitzen Stein und zwar ganz in der Weise wie bei uns.

War bis jetzt noch niemand von den anderen Kraalen da, um sich Nymphen zu holen, so wandert der Meß derselben jetzt in den nächsten Kraal, in dem nun ebenio verfahren wird.

Merkwürdigerweise werden alle Erkrankte freis „scharf gewaschen“ und zwar mit heihem, mit einer Art Gras oder auch mit Kuhmist abgeseihtem Wasser. Das Waschen besorgen die Frauen, zunächst natürlich die der Familie.

Aufbewahrt wird die Nymphen nicht. Sind alle geimpft, so giebt man sie einfach fort und sammelt sie erst wieder, wenn nach Jahren ein Erkrankungsfall vorkommt.

Die Frage, seit wann das Zupfen unter ihnen vorkommt, konnte mir niemand beantworten. Auch die ältesten Leute bezeichneten es als einen uralten Gebrauch.

Die Bassuthos sind der Meinung, daß die Seuche stets von Osten her komme und sich nach Westen beuge, ob diese Behauptung aber auf einer Thatfache beruht, bleibe zunächst noch dahin gestellt.“

Inhalt: Unser Graf. (Fortsetzung.) Erzählung von Theodor Hermann Pantenius. — Unter der Linde. III. 9 Lieder von Carl Stieler. — Euer durch Afrika. Von H. A. Mit 6 Illust. — Das 400jährige Universitätsjubiläum in Upsala. Von Rudolf Kögel. — Am Familientische. Von Düsseldorf'scher Malkastensfeste. I. Mit zwei Bildern von Knackfuß. — Das Zupfen bei den Bassuthos.

Unsere neueingetretenen Abonnenten

theilen wir mit, daß der kürzlich beendigte XIII. Jahrgang des Daheim (1877), sowie von früheren Jahrgängen der VIII. (1872), IX. (1873), XI. (1875) und XII. (1876) noch vollständig gebunden oder in einzelnen Nummern oder Heften vorrätig sind und durch alle Buchhandlungen oder auch von uns direkt bezogen werden können. Preis elegant gebunden à Jahrgang 9 Mark 60 Pf., in Nummern oder Heften à 7 Mark 20 Pf. Einzelne Quartale und Nummern sind fast aus allen Jahrgängen noch zu haben, ebenso Einbanddecken zu jedem Jahrgang à 1 Mark 40 Pf. Einzelne Nummern liefern wir gegen Ein-sendung von 35 Pfennigen in Briefmarken franks unter Kreuzband.

Die geehrten Postabonnenten, die zu spät bestellt und daher die ersten Nummern dieses Quartals nicht erhalten haben, machen wir darauf aufmerksam, daß die Post die ihnen fehlenden Nummern des Quartals gegen Zahlung der Bestellgebühr von 10 Pfennigen nachliefert, auch jedes ältere Quartal und einzelne Nummern, soweit noch zu haben, besorgt; wir bitten also in solchem Falle sich nicht abweisen zu lassen, was besonders in kleineren Postorten oft geschieht, sondern auf Lieferung des Gewünschten zu bestehen.

Verleger: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Für die Redaktion verantwortlich: Otto Klasing in Leipzig. Verlag der Daheim-Expedition (Pelhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von H. S. Peschner in Leipzig.



XIV

feiten da
am vor
war. U
ih, u
aber je
wiederl
sich ver
mit L
hältmiss
ja ein
heute
chieden
zu wa
wir ein
Geschid
Empfin
bald ei
wie bie
dachte
ihrer
Stellun
hatte,
er dach
ruhige,
ih, de
verständ
D
ih ein
auf den
Schloße
auszubl
x